Zeitschrift: Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden

Herausgeber: Historische Gesellschaft Graubünden

Band: 126 (1996)

Rubrik: Jahresbericht 1996 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jahresberichte 1996 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

Inhaltsverzeichnis

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden 73

Vorwort des Kantonsarchäologen 73
Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung Kloster St. Johann (Hans Rudolf Sennhauser/Adriano Boschetti) 74
Alvaneu. Die Ruine der ehemaligen Pfarrkirche St. Mauritius (Alfred Liver) .. 86
Die Churer Martinskirche und ihre Friedhöfe (Manuel Janosa) 93
Luven 1996, evangelische Kirche St. Stefan und St. Florinus (Arthur Gredig) .. 114
Kurzberichte 122

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden 135

Vorwort des Denkmalpflegers 135
Mitarbeiterspiegel 136
Überblick über die Tätigkeit der Kantonalen Denkmalpflege im Jahre 1996 .. 137
Benediktinerinnen-Kloster St. Johann, Müstair (Hans Rutishauser) 145
Vorromanische Wandbilder in der Heiligkreuzkapelle in Müstair (Oskar Emmenegger/Hans Rutishauser) 151
Die Neunutzung der Torre Fiorenzana in Grono (Hans Rutishauser) 160
Die Burgruine Campell/Campi in Sils i. D. (Augustin Carigiet) 167
Das Stoffelhaus in Fürstenau (Augustin Carigiet) 178
Es geschehen noch Zeichen und Wunder: Die beispielhafte Restaurierung und Neugestaltung der Kapelle von Valdort (Peter Mattli) 189
Zwei Pfarrhäuser (Peter Mattli) 194
Ein kleines Haus in Tinizong (Thomas E. Meyer) 198
Poschiavo, Hotel Albrici (Thomas E. Meyer) 204
Alpbauten in Graubünden: Die Einzelstafel in Poschiavo (Diego Giovanoli) .. 205

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

Vorwort des Kantonsarchäologen

Kaum waren die umfangreichen Ausgrabungen auf dem Martinsplatz in Chur, denen ein dritter Artikel in diesem Jahresbericht gewidmet ist, abgeschlossen, kamen wir zu einer weiteren Grossuntersuchung in der Hauptstadt. Am Standort der profanisierten Kirche des ehemaligen Dominikanerklosters St. Nicolai aus dem Ende des 13. Jhs. sollen neue Räume für die Stadtpolizei geschaffen werden. In guter Zusammenarbeit mit der Bauherrschaft müssen die Überreste der Klosterkirche vorgängig der Bauarbeiten untersucht werden. Diese baugeschichtlich und archäologischen Untersuchungen sind noch im Gange und werden auch noch eine Weile dauern. In einem der nächsten Jahresberichte soll darüber berichtet werden.

Viel Zeit nahmen auch die Ausgrabungen in Surlej, Gemeinde Silvaplana, in Anspruch. Hier konnten Teile der 1793 durch eine Rüfe verschütteten spätmittelalterlichen Siedlung ergraben werden. Der frühe Wintereinbruch verhinderte den Abschluss der Arbeiten im Jahre 1996. Deshalb können die Ergebnisse erst im nächsten Jahresbericht vorgestellt werden.

Neben den Überresten der Dreiapsidenkirche und eines Vorgängerbaues bei Sogn Murezi in Tumegl/Tomils konnten auch noch Nebengebäude erfasst werden. Diese Ausgrabungen werden 1997 fortgeführt.

Viele kleinere Ausgrabungen und Sondierungen werden in Kurzberichten vorgestellt.

Im Ortsmuseum Bravuogn/Bergün wurde eine Ausstellung über die Ausgrabungen in Chavallera und die Gletscherleiche vom Piz Kesch eröffnet. Die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Martinsplatz waren das Thema der Ausstellung «Der Platz» in der Stadtgalerie Chur. Im Schutzbau Areal Ackermann in Chur wurde eine Ausstellung über die 6000jährige Geschichte dieses Areals gestaltet, die im Frühjahr 1997 eröffnet wird.

Im Herbst tagte die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Mittelalterarchäologie in Chur. Anlässlich dieser Tagung konnte den Fachkollegen die Begräbniskirche St. Stephan, die Untersuchungen in der Klosterkirche St. Nicolai und die Rekonstruktion des mittelalterlichen Ofens vom Martinsplatz vorgestellt werden.
Die Kurzberichte sind mit den Initialen der Autoren gekennzeichnet:

Bruno Caduff	(B.Ca.)	Alfred Liver	(A.L.)
Alois Defuns	(A.D.)	Mathias Seifert	(M.S.)
Arthur Gredig	(A.G.)		

Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung Kloster St. Johann

Bericht über das Arbeitsjahr 1996

I. Personelles

Die örtliche Equipe umfasst unverändert Dr. J. Goll (örtl. Leiter), R. Böhmer, L. Büchi, W. Fallet, S. Hauschild, W. Peter, L. Stupan, E. Tscholl.

R. Böhmer war ab Mai erneut für die Arbeit an seiner Dissertation beurlaubt.

L. Stupan ist am 9. September 65 Jahre alt geworden; er hat noch bis Jahresende mitgearbeitet.

Als Anthropologe arbeitete K. Mimisson während drei Monaten, zeitweilig auch G. Hotz auf der Grabung.

Praktikanten während eines Vierteljahres: L. Zenklusen, Stud. phil. I, Zürich, M. Mittermair, Stud. phil. I, Innsbruck, und die Südtiroler Kunststudentin (Gröden) M. Veith.

II. Arbeitsplätze

1. Oberer Garten

Die Grabung ist abgeschlossen und eingedeckt. Letztes wichtiges Resultat war die Bestätigung für die bereits anhand der stratigraphischen Befunde erkannte Tatsache, dass die romanische Kreuzgang-Nordmauer jünger ist als der Plantaturm: ihr Fundament ist an den Turm angesetzt. Der romanischen Türe in dieser Mauer, unmittelbar neben dem Plantaturm, muss nachgegangen werden, wenn ein Trockenlegungsgraben entlang der romanischen Mauer ausgeführt wird.

2. Heiligkreuzkapelle

a. Grabung in der Kapelle

Der bisherige provisorische Bretterboden im Untergeschoss der Heiligkreuzkapelle wurde entfernt. Darunter konnten keine älteren Bodenreste festgestellt werden. Die älteren Fussböden müssen gegen 50 cm höher, wohl ungefähr auf der Höhe der Vorfundamente der Längsmauern, gelegen haben. Sie sind durch Tieferlegen des Bodenniveaus restlos beseitigt worden.

Die archäologischen Bodenuntersuchungen beschränkten sich in der Berichtsperiode auf Mittelapsis und Schiff. Im Schiff lagen zahlreiche Kindergräber und

einige Erwachsenenbestattungen. Sie sind durch die Anthropologen geborgen worden. Sämtliche Bestattungen stammen aus der Zeit nach der Absenkung des Bodenniveaus im Spätmittelalter. In der Hauptapsis liegt eine ehemals mit Brettern ausgeschlagene, ca. 1.80 m tiefe Grube, welche die ganze Breite der Apsis einnimmt. Ihre Westbegrenzung fällt etwa mit dem Ansatz der Hauptapsis zusammen, und ihre Sohle reicht ca. 50 cm unter das Apsisfundament. Die Grube zieht unter den mächtigen spätmittelalterlichen Altar, ihre Ostausdehnung ist noch nicht bekannt. Aus der Verfüllung stammen mehrere Stuckfragmente. Der schlechte Erhaltungszustand der bisher geborgenen Stücke erlaubt weder eine formale Rekonstruktion noch eine Datierung. Die Grube wird im laufenden Jahr weiter untersucht werden.

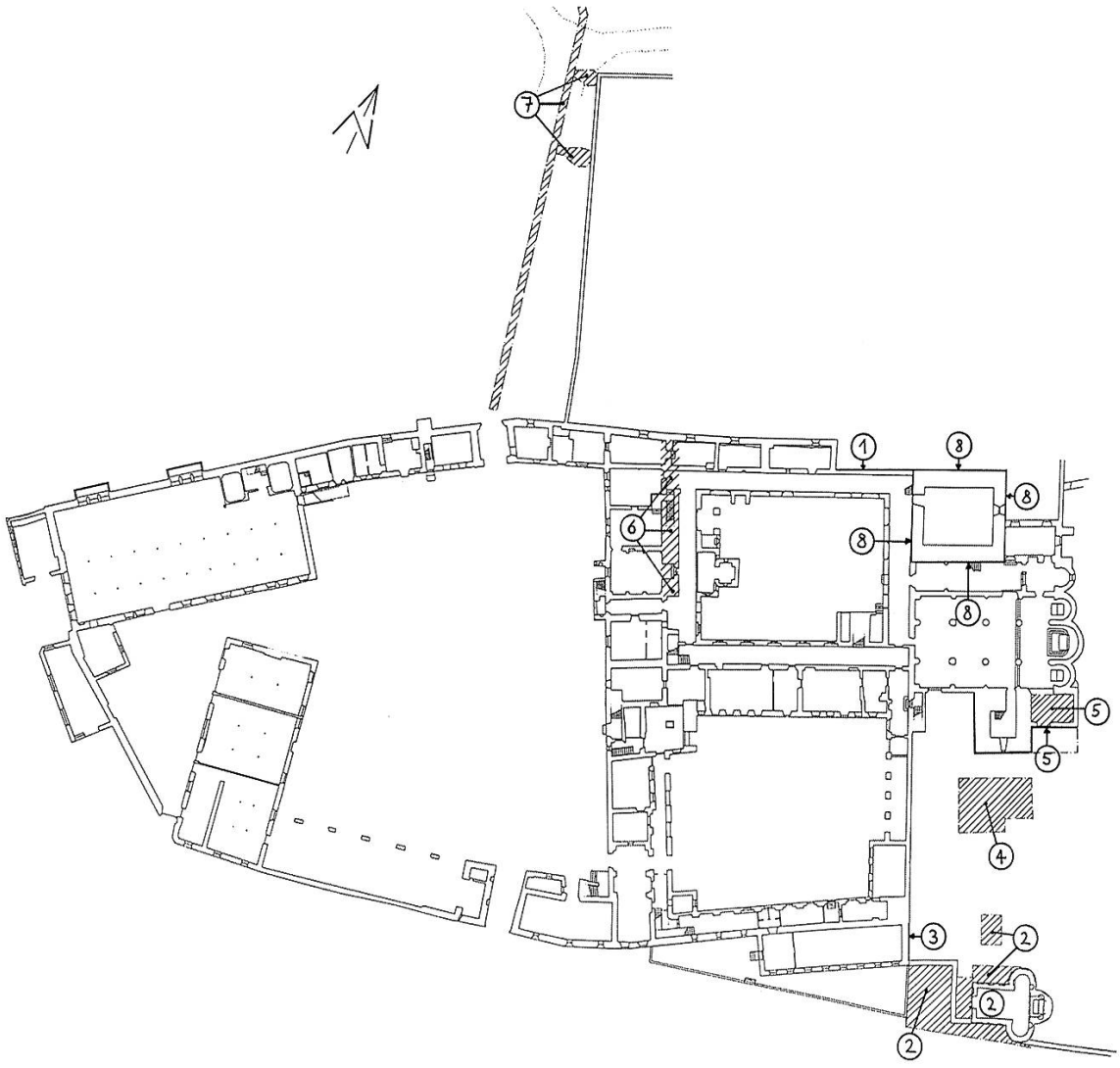


Abb. 1: Müstair, Kloster St. Johann; Übersicht über die Ausgrabungs- und Untersuchungsplätze 1996: 1 Oberer Garten: Nordfassade–2 Friedhof/Heiligkreuzkapelle / Kirchwegvorplatz–3 Kirchweg: Ostfassade–4 Friedhof: Turmfläche–5 Nonnengruft unter der Gnadenkapelle–6 Norperttrakt: Treppenschacht–7 Kanalisationsgraben 8–Plantaturm

b. Grabung nördlich, westlich und südlich des Kapellenschiffes

Anlass: Trockenlegungsgraben, Kanalisationsleitungen.

Die Grabung im Osten der Kapelle hatte 1995 das Fundament einer etwas grösseren Hauptapsis zutage gefördert, deren Weite der Langhausbreite entspricht. Mit ihrem Scheitel ist die heutige, etwas schmalere Hauptapsis in die ältere Apsis hineingestellt, während die Schenkel zum Teil auf dem älteren Apsisfundament sitzen. Die Fundamente der grösseren Apsis, der Seitenapsiden und des Schiffes stehen untereinander im Mauerverband. Im aufgehenden Mauerwerk verbunden sind anderseits die heutige kleinere Hauptapsis, Seitenapsiden und Schiffmauern. Eine im Bereich der Seitenkammern und des Schiffes vermutete Naht zwischen Fundament und Aufgehendem liess sich aber bis heute nicht feststellen. Deshalb halten wir es für möglich, dass die grössere Apsis nie weiter aufgeführt, sondern im Verlaufe der Kapellenerrichtung durch die heutige ersetzt wurde.

Östlich angrenzend an den karolingischen Osttrakt haben wir in den letzten Jahren Reste von Holzbauten, wahrscheinlich eines ca. 2.30 m breiten überdeckten Laufganges, festgestellt, der bis zu drei Bauphasen aufwies und wohl vom Kirchensüdannex bis zum Südende den ganzen Osttrakt begleitete. Er führte möglicherweise sogar um die Südostecke der Klosteranlage herum ein Stück weit nach Westen. Bei der Nordwestecke der Heiligkreuzkapelle konnten wir nachweisen, dass die Kapelle jünger ist als die älteste Phase des Laufganges, dessen jüngere Phasen die Kapelle bereits voraussetzen. Der Abstand der Heiligkreuzkapelle vom Osttrakt und ihre Verschiebung nach Süden gegenüber der Klosterfront müssen wohl im Zusammenhang mit dem beim Bau der Kapelle schon existierenden Laufgang verstanden werden.

Westlich der Kapelle und im Vorplatz zum Kirchweg sind alle archäologischen Schichten bis in den gewachsenen Boden hinab bei der Anlage von Kantonsstrasse und heutigem Kirchweg im 19. Jahrhundert abgetragen worden. Einzig der in den Boden des südlichsten Raumes im karolingischen Osttrakt eingetiefte, mit Bohlen und Balken gefügte mehrphasige Wasserkanal, dessen nördlicher Teil innerhalb des heutigen Südhofes schon 1994 gefasst wurde, war noch festzustellen. Genau auf der Flucht der Südostecke des Osttraktes fanden sich beidseitig des Holzkanales gemauerte Lager für den Bogen oder Sturz des Kanaldurchlasses in der Osttrakt-Südmauer. Die Mauer selbst war nicht mehr erhalten. Unmittelbar südlich der Widerlager bog der Kanal gegen Südwesten ab. Für die Kofferung der heutigen Kantonsstrasse war die Fortsetzung des Kanales zerstört worden.

In der Verlängerung der südlichen Schiffmauer der Heiligkreuzkapelle fanden wir unter dem Kirchwegplatz Fundamentreste einer mit grünem Lehm gebunde-

nen Mauer, die wie die karolingische Osttrakt-Südmauer einen Durchlass für den Kanal besass. Die Mauer setzt die Existenz der Heiligkreuzkapelle voraus.

3. Kirchweg 1996

Aus statischen Gründen musste die Ostmauer des Kindergartengebäudes (Scolina) unterfangen werden. Diese Mauer steht auf einem Stück der karolingischen Osttrakt-Westmauer mit einer karolingischen Türe, die im Innern des Kindergartens schon 1992/1993 untersucht worden ist. Jetzt konnten das Negativ des Türgerichts und die verschiedenen Schwellenausformungen auch von aussen her untersucht werden.

4. Turmfläche

Ergänzungsgrabung zum besseren Verständnis der Baureste südlich der Klosterkirche und östlich des Osttraktes. Die heute von Grabanlagen bedeckte Fläche südlich des Turmes gehörte im Spätmittelalter und zur Barockzeit zur Bestattungszone des Friedhofes. Unterhalb der Gräbergruppe aus dieser Zeit stellten wir vereinzelte romanische Bestattungen fest. Anschliessend an den karolingischen Osttrakt fanden sich die Reste des hier zweiphasigen karolingischen hölzernen Laufganges (vgl. oben sub 2. b). In diesem nördlichen Teil des Laufganges lagen unter dem Brandhorizont einige karolingische Gräber. Die zweite Phase der Laufgang-Ostwand ist im Gegensatz zur ersten nicht mehr durch Pfostenlöcher, sondern durch eine verkohlte Schwelle belegt.
Östlich des Laufganges konnten Wasserkanäle und eine grosse rechteckige Sikker(?)-Grube konstatiert werden, die wohl im Zusammenhang mit der Entwässerung der Kirchendächer zu sehen sind.

5. Nonnengruft unter Gnadenkapelle

Seit 1965 wurde in der Nonnengruft nicht mehr bestattet; die Schwesterngräber liegen seit damals im Friedhof an der Nordmauer. Die in der Gruft verbliebenen Särge wurden auf Wunsch von Kloster und Stiftung im Friedhof in der Grabungsfläche südlich des Kirchturmes, also in unmittelbarer Nähe der Gruft neu beigesetzt. Die Untersuchung ergab, dass die Nonnengruft baulich einheitlich ist und aus der Bauzeit der Gnadenkapelle (1756) stammt. Im Fundament der Gruftsüdmauer stecken aber Mauerreste des südlichen karolingischen Kirchenannexes.

Abb. 2: Müstair, Kloster St. Johann; Friedhof Turmfläche 1996: Hochmittelalterliches Grab mit älterem, wiederverwendetem Rundbogenfries aus Marmor als Kopfunterlage. Am Kopfende ausserhalb des Sarges stand das Fragment eines marmornen Achteckpfeilerchens offenbar als Grabmarkierung.

Abb. 3: Müstair, Kloster St. Johann; Bauuntersuchung Treppenschacht 1996: Blick gegen Süden in den Treppenschacht an das frühromanische Mauerwerk des Norperttraktes. Der obere, bisher unbekannte, abgemauerte Treppenschachtteil ist vom unteren Teil durch ein steigendes Gewölbe mit Treppentritten aus der Mitte des 16. Jahrhunderts getrennt.

6. Treppenschacht 22 (zwischen Norperttrakt und N-Kreuzgang-Westflügel)

An der Ostfassade des romanischen Norperttraktes führte eine Treppe von Norden her hinauf zum schmalen Podium zwischen Niklauskapelle und Wohngebäude. Bei der Erneuerung des Nordkreuzganges in spätgotischer Zeit hatte man vor die Ostseite der bisher offenen Freitreppe die Kreuzgang-Westmauer gestellt. Dadurch entstand der heutige Treppenschacht. Im Zuge der Museumsplanung möchte man in den leeren oberen Teil des Schachtes eine Treppe vom ersten ins zweite Obergeschoss einbauen, um so einen Museumsrundgang verwirklichen zu können. Deswegen wurde der obere Teil des Treppenschachtes gegen Norden geöffnet und archäologisch untersucht. Die Grenzen zwischen romanischen, gotischen und späteren Bauphasen, sowie ältere Treppenläufe konnten nachgewiesen und mit den bisherigen Kenntnissen über die komplizierte Baugeschichte des Westtraktes verknüpft werden.

7. Kanalisationsgraben 1996

In der Strasse nördlich des Nordtorturmes wurden durch die Gemeinde Müstair Kanalisation und Hauptwasserleitung erneuert. Die Grubenprofile konnten archäologisch untersucht und dokumentiert werden. Seit prähistorischer Zeit fliesst im Gebiet dieser nördlichen Klosterzufahrt von Norden her Wasser gegen das Klosterareal. Es wird zeitweilig in Kanälen gefasst, nach Süden geführt und sicher im Hochmittelalter zum Betreiben eines Wasserrades an einem Ökonomiegebäude im Wirtschaftshof genutzt (Grabung 1973, 1982). Die Grabenprofile gaben Aufschluss über die Höhenlage des Terrains unmittelbar nördlich des Klosters seit prähistorischer Zeit bis ins Spätmittelalter, was für die Rekonstruktion der historischen Topographie von grosser Bedeutung ist. Eine Feuergrube, Sicker- und Kalkgruben zeigen, dass das Gelände hier zu allen Zeiten gewerblich genützt worden ist.

8. Plantaturm

Die Archäologen der kantonalen Denkmalpflege untersuchten und dokumentierten, unterstützt von unserer Equipe, die Fassaden des Turmes in den oberen Stockwerken, bevor in diesen Partien ein Gerüstgurt zur statischen Sicherung um den Turm gelegt wurde. Auf Verlangen des Ingenieurs wurden im Turminneren in den Nordostecken des ersten und zweiten Obergeschosses Teile des Täfers entfernt, damit der Zustand der Mauer überprüft werden konnte. Dabei konnte im ersten Obergeschoss in der Südleibung des Ostfensters ein horizontaler Ankerbalken in der Mauermitte festgestellt werden.

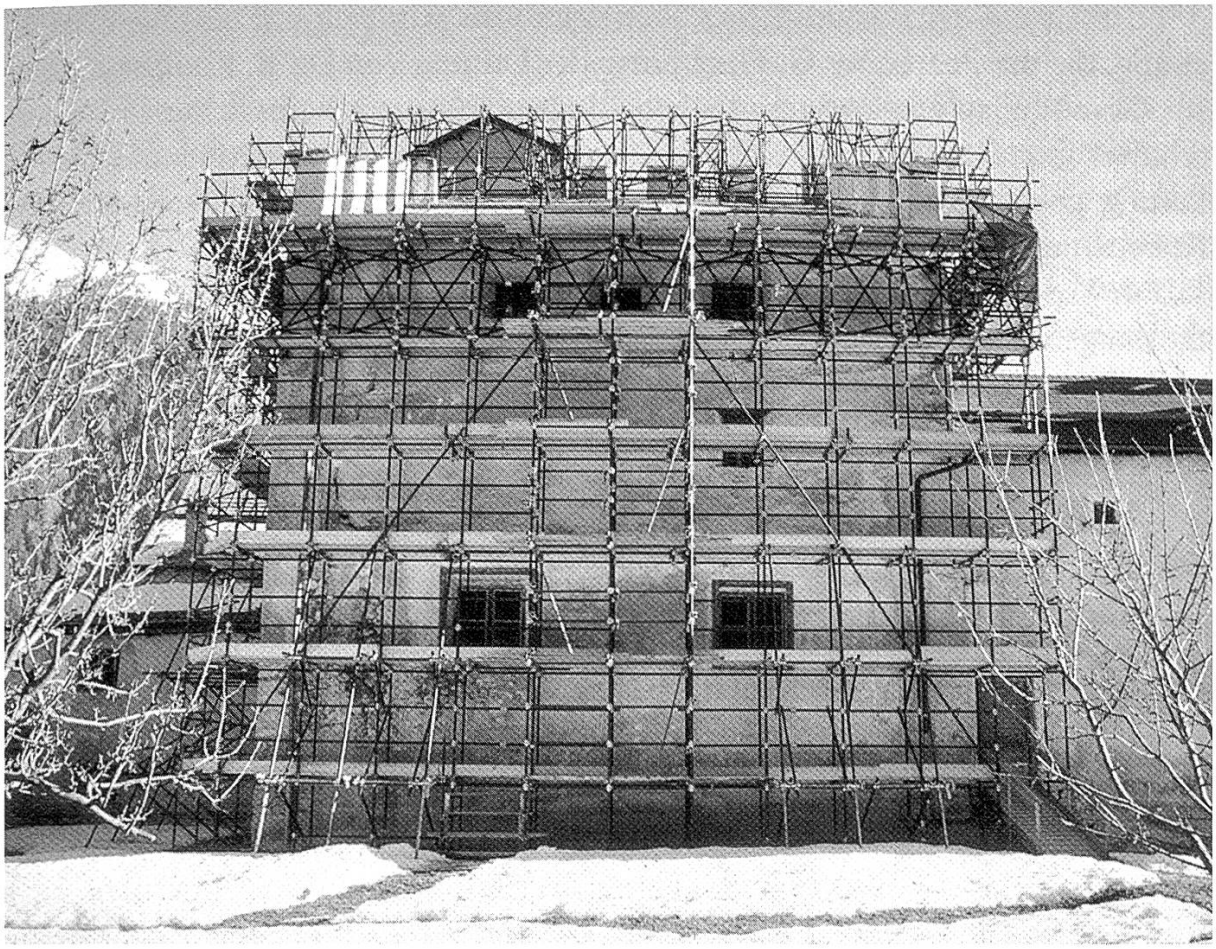


Abb. 4: Müstair, Kloster St. Johann; Bauuntersuchung Plantaturm 1996: Der hochmittelalterliche Turm trägt ein Stützkorsett, damit er nicht auseinanderbricht. Die statischen Sicherungsmassnahmen verlangen nach einer vorgängigen archäologischen Bastandesaufnahme.

III. Fundbearbeitung, Auswertung und Publikationsvorbereitung

Tagebuch-Redaktion, Bereinigung des Positionsnummernverzeichnisses und der Fundlisten, Nachführen des Gesamtplanes, Register und Datenbanken zu den Plänen, zur schriftlichen Dokumentation und zu den Fundverzeichnissen. Planverkleinerung auf den Bearbeitungsmassstab 1:50. Umschreiben alter Tagebücher, Listen und Register auf Disketten. Weiterbearbeitung der Pläne im Hinblick auf Gesamtbearbeitung und Veröffentlichungen. Nachführen des Gesamtplanes 1:50 und 1:100.

Die Münzen und Gnadenpfennige/Medaillen wurden im Hinblick auf die Bearbeitung durch J. Diaz im Rahmen einer Lizentiatsarbeit katalogisiert, ebenso die Eisenfunde für ein Projekt, das vorläufig nicht weiterverfolgt werden kann.

Bearbeitung der menschlichen Skelettreste im Hinblick auf eine Veröffentlichung, die der Bearbeiter G. Hotz unter der Leitung von Dr. B. Kaufmann, dem für Graubünden zuständigen Anthropologen, mit einer Reihe anderer Wissenschafter interdisziplinär zu einer umfassenden Geschichte der Müstairer Bevölkerung gestalten möchte. Zahnwurzelschnitte und Spezialuntersuchungen an Knochen und Zähnen durch Dr. B. Kaufmann.

Zur Vorbereitung des Kataloges und der Bearbeitung wurden auch dieses Jahr die neugefundenen Flechtwerksteine gezeichnet und photographiert.

B. Piguet arbeitet an der Sammlung vergleichbarer publizierter Vergleichsstücke.

Er bearbeitet auch die Totenlisten der Müstairer Schwestern und leistet Vorarbeiten für ein Professbuch der Müstairer Nonnen.

Im Gang sind drei Material-Bearbeitungen: Fundmünzen durch J. Diaz (bis Ende 1995: 899 Stück). – A. Boschetti: Die romanische Handglocke. – Dr. Christian Hesse: Gnadenpfennige (ca. 100 Stück).

IV. Veröffentlichungen

1996 erschienen die Acta des im Herbst 1995 durchgeführten Internationalen Symposions über Wohn- und Wirtschaftsbauten, das die Bearbeitung der Müstairer Funde vorbereiten half: Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster. Internationales Symposium, 26.9.–1.10.1995 in Zurzach und Müstair, im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair, Acta hrsg. v. Hans Rudolf Sennhauser (ID Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 17), Zürich 1996.

Der erste Band der Gesamtpublikation behandelt die älteren, prähistorischen Epochen der vorklösterlichen Besiedlung des Platzes und gibt einen vorläufigen Überblick über die Baugeschichte des Klosterkomplexes: Müstair, Kloster St. Johann 1: Zur Klosteranlage – Vorklösterliche Befunde. 25 Jahre archäologische Untersuchungen im Benediktinerinnenkloster (1969–1994) (ID Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 16/1), Zürich 1996.

Hans Rudolf Sennhauser

Kurzbericht zu den prähistorischen Befunden der Grabung Kälberwiese 1995

Im Sommer 1995 drängte sich auf der Kälberwiese nördlich des Westhofes des Klosters St. Johann in Müstair GR eine Notgrabung auf, weil Leitungsgräben für eine neue Remise der klösterlichen Landwirtschaftsbetriebe ausgehoben werden mussten. Ein Leitungsgraben durchschnitt die Fläche, wo wir die Nordostecke des prähistorischen Pfostenbaus erwarteten, der 1978 und 1979 im Nordstall ausgegraben wurde. In diesem Bereich direkt an der Klostermauer untersuchten wir im Juli bis Oktober 1995 eine etwa 35m² grosse Fläche.
Der Zufall wollte es, dass die früher ausgegrabenen Teile des Pfostenbaus im Jahre 1995 im ersten Band über die Grabungen im Kloster St. Johann in Müstair publiziert wurden (s. Literaturangabe unten). Der neue Teil konnte nicht mehr berücksichtigt werden. Die Auswertung und Publikation der Befunde der Grabung Kälberwiese 1995 ist am Ende der Feldarbeiten im Kloster St. Johann in Müstair geplant, wenn alle vorkarolingischen Befunde nochmals aufgearbeitet werden.

Abb. 5: Müstair, Kloster St.Johann; Grabung Kälberwiese 1995: NE-Ecke des prähistorischen Pfostengebäudes mit zweiphasiger Nordwand. An der Ostwand (am Fuss der heutigen Stallmauer) befand sich eine Feuerstelle.

Archäologische Befunde

Auf über 2 m Tiefe trafen wir auf die erwarteten Reste des mehrphasigen prähistorischen Gebäudes. Die Wandgräben und Pfostenlöcher sind in den kiesig-sandigen, gewachsenen Boden eingetieft. Prähistorische Niveaus fassten wir nicht. Die Bauphasen des prähistorischen Gebäudes lassen sich aber anhand der sich überschneidenden Pfostenlöcher und Wandgräben recht gut trennen. Die Pfostenlöcher enthalten in der Regel Keilsteine und bisweilen Bodenplatten; Pfostenloch und -grube lassen sich also unterscheiden. Die Wandgräben sind mindestens auf einer Seite mit gestellten Steinen ausgekleidet. In einem Wandgraben fanden wir den Rest eines liegenden Rundholzes. Die Wandgräben treffen in einem Eckpfostenloch zusammen und sind von Pfostenlöchern unterteilt, die den Firstständer bzw. Wandpfosten enthielten. Für die Konstruktionsweise mit Pfostenlöchern und Wandgräben, d.h. mit runden, im Boden stehenden Pfosten und Schwellbalken, ist die frühbronzezeitliche Siedlung der Schicht 1 von Zürich-Mozartstrasse ein gutes Vergleichsbeispiel. Die Grösse der Pfostenlöcher in Müstair zeigt aber, dass hier die Wandpfosten wahrscheinlich nicht in die Schwellbalken verzapft wurden, sondern dass zwischen die Wandpfosten Schwellbalken gelegt wurden. Das Gebäude wurde mindestens einmal umgebaut: Die Ostwand wurde neu angelegt und verbreitert. Dadurch wurde die Längswand im Norden nach aussen verschoben. In dieser Wand dürfte sich der Eingang befunden haben; ein deutlicher Unterbruch im Wandgraben lässt dies vermuten. Parallel zu dieser Wand und mit einem Unterbruch in der vermuteten Eingangszone fassten wir die Reste einer Trockenmauer. Im Innern des Gebäudes befand sich an der Ostwand eine Feuerstelle. Die neuen Befunde lassen sich mit den bereits ausgewerteten und publizierten der Jahre 1978 und 1979 im angrenzenden Nordstall verbinden. Die trugen nicht nur zur Abrundung, sondern auch zur besseren Kenntnis der Konstruktionsweise und zur klareren Phasengliederung bei.

Funde, Datierung, Probeentnahmen

Die Schicht des prähistorischen Gebäudes ist sehr fundarm. Obwohl wir das gesamte Material siebten, fanden wir nur zwei Keramikscherben, einige Tierknochen und die Spitze einer Bronzenadel. Wir entnahmen Erdproben für botanische Untersuchungen und Holzkohle aus den Wandgräben für ^{14}C-Datierungen. Bereits vorliegende Funde und ^{14}C-Datierungen aus älteren Grabungen datieren die Schicht des prähistorischen Gebäudes in die frühe oder mittlere Bronzezeit um 1500 v. Chr. +/– 150 Jahre. Aus dem Lehmschichtpaket zwischen der Schicht des prähistorischen Pfostenbaus und den ersten frühmittelalterlich-karo-

lingischen Schichten liegen keine Befunde vor. Als Einzelfund kam neben einigen Keramikscherben ein eisenzeitliches Tüllenbeil zutage. Als Fund aus der ersten wohl frühmittelalterlich-karolingischen Benutzungsschicht sei hier eine spätrömische Aes-Münze erwähnt (um 350–360, sofern keine Imitation).

Literatur

Dokumentation Grabungstagebuch 135 mit archivreifer Befundzusammenfassung.

Hans Rudolf Sennhauser/Hans Rudolf Courvoisier u.a., Müstair Kloster St. Johann.

Band 1. Zur Klosteranlage–Vorklösterliche Befunde. Veröffentlichungen des Institutes für Denkmalpflege an der ETH Zürich Band 16.1, Zürich 1996.

Eduard Gross u.a., Zürich «Mozartstrasse». Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen. Band 1. Ber. Der Zürcher Denkmalpflege 4, Zürich 1987, S. 60.–70.

Adriano Boschetti

Alvaneu
Die Ruine der ehemaligen Pfarrkirche St. Mauritius

Die Ausgrabung

Die Terrassierungsmauer des Vorplatzes vor dem Haupteingang der heutigen Kirche enthält noch Mauerreste der Vorgängerkirche.[1] Beim barocken Kirchenneubau wurde das Bodenniveau um ca. drei Meter angehoben. Die Südwand der gotischen Kirche wurde als Stützmauer verwendet. Erosionsschäden dieser Mauer mussten repariert werden, dabei waren Bodeneingriffe unumgänglich. Bergseits sollte entlang der Mauer eine Entwässerungsleitung verlegt werden, so wurde ein 80–150cm breiter und 50–80cm tiefer Graben ausgehoben. Da die Innenseite der Mauer noch Verputz mit Malereien aufwies, die durch die Bodeneingriffe beschädigt worden wären, wurden diese auf ein Minimum beschränkt. Die Mauerkrone der Südwand von Chor und Schiff sowie ein Teil der Westwand wurde freigelegt (Abb. 6). Die Mauern wurden baugeschichtlich untersucht. Dabei stellte sich heraus, dass die oberen Lagen des äusseren Mauerhauptes der Südwand grösstenteils von Reparaturen stammten, welche in die Zeit nach Abbruch der gotischen Kirche datieren. Diese Mauerteile, die kaum noch Mörtel enthielten, wurden anschliessend abgebaut und neu aufgemauert. Die archäologischen Untersuchungen dauerten vom 29. Mai bis 27. Juni 1996.[2]

Historischer Abriss

Das Gotteshaus in Alvaneu wird um 1290 erstmals erwähnt, jedoch ohne Patrozinium.[3] Das Patrozinium St. Mauritius wird 1353 erstmals genannt.[4] Am 1. Juni 1460 beschliesst die Gemeinde den Wiederaufbau der abgebrannten Kirche.[5] Die Konsekration erfolgt jedoch erst 1495. Wie aus dem Visitationsbericht von 1642[6] hervorgeht, war die Kirche geostet und ganz gewölbt, hatte vier Altäre und war innen bemalt. 1697 wird die Kirche abgebrochen und durch einen, nach Norden

[1] KdmGR II, S. 329–331.

[2] An dieser Stelle möchte ich dem Architekten R. Berchtold und der Firma DUBA AG für die gute Zusammenarbeit und der Grabungsequipe, die aus R. Dolf, A. Elabbassi und HP. Jenny bestand, für ihren Einsatz danken.

[3] CD II, S. 99.– Die historischen Daten wurden aus KdmGR II, S. 329 übernommen.

[4] CD III, S. 82.

[5] GA Nr. 5.

[6] Visit. Prot. von 1643, BAC.–Vgl. dazu KdmGR II, S. 329.

ausgerichteten, Neubau ersetzt. Die Neuweihe des Gotteshauses erfolgt 1698 unter dem neuen Patrozinium St. Mariä Geburt. Der Turm der alten Anlage wurde weiter verwendet, 1698 erhöht und mit neuen Schallfenstern versehen.

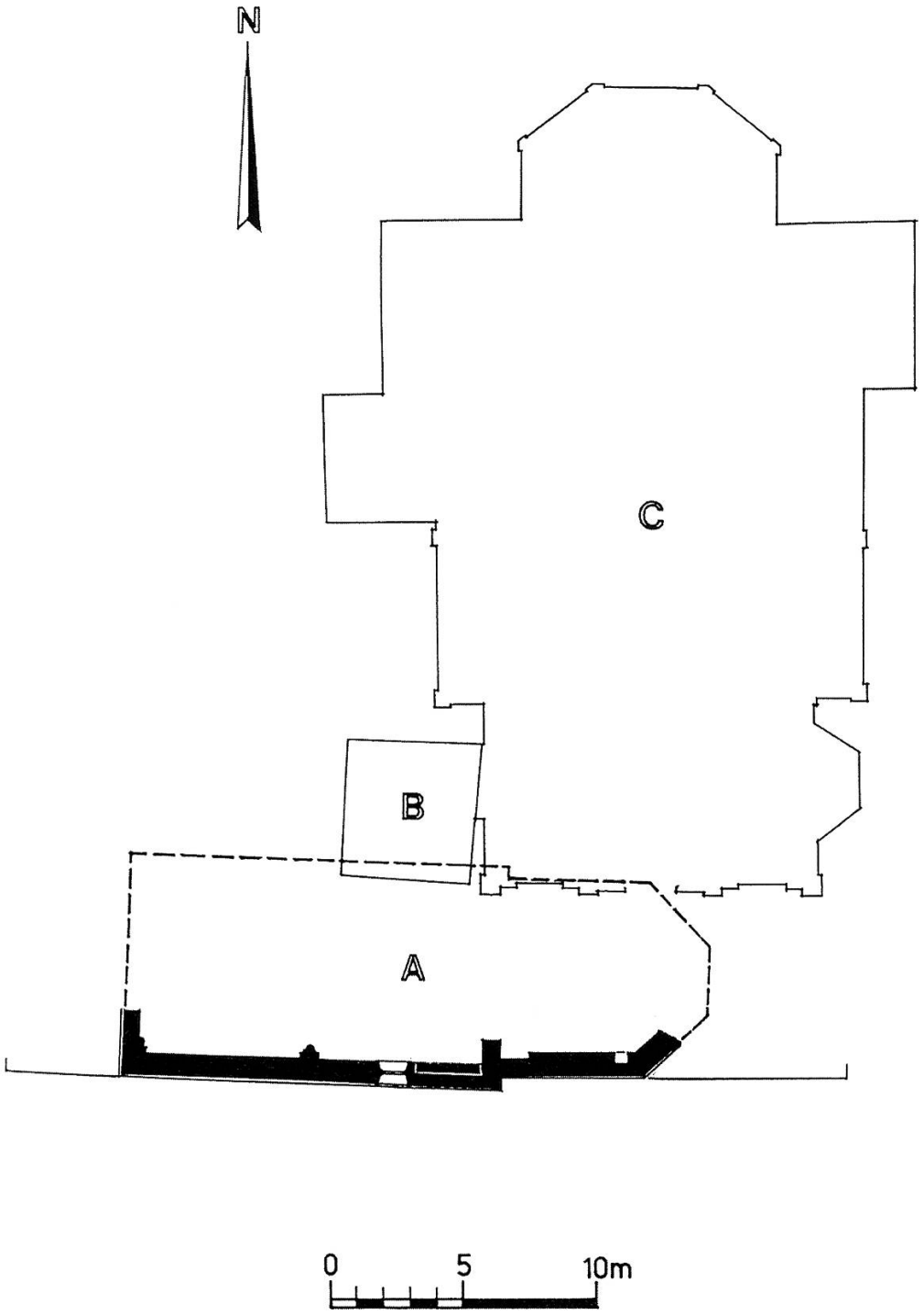


Abb. 6: Alvaneu, Kirche St. Mauritius: Grundriss; A = gotische Kirche von 1460–1495. B = Turm. C = barocke Kirche von 1697.

Die untersuchten Mauern von Chor und Schiff sind mit demselben grobkörnigen Kalkmörtel aus Bruchsteinen gefertigt. Die konstruktiven Bauteile, wie Chorbogen, Eckquader, Gesimse, Fenstereinfassungen, Gewölberippen und Vorlagen (Pilaster) sind schöne Steinmetzarbeiten aus Tuffstein. Die Mauerstärke des aufgehenden Mauerwerks beträgt 90 cm, ausser im Sockelbereich, wo die Mauern 10 bis 20 cm breiter sind. Den oberen Abschluss des Sockels bildet ein vorkragendes Gesims aus Tuffstein. Im Bereich des Schiffs ist dieses kunstvoll mit einer geschwungenen Hohlkehle versehen (Abb. 7). Im Bereich des Chors liegt das Sockelgesims 30 cm höher und ist einfach gestaltet (Abb. 7). Das einschiffige Langhaus setzt sich nach Osten in einem dreiseitig geschlossenen, nur leicht eingezogenen Chor fort (Abb. 6). Der Choreinzug beträgt nur 40 cm. Das Schiff war mit einem zweijochigen Gewölbe überdeckt, die Gewölbeform liess sich nicht mehr nachweisen. Die gekehlte Vorlage mit vorgelagerter Halbsäule in der Mitte des Langhauses (Abb. 8) wird im Sockelbereich durch die einrahmende Bemalung optisch zu einem mächtigen Pfeilerbündel verbreitert (Abb. 9). Die Gewölberippen waren beidseitig gekehlt und grau bemalt. Der Dienst in der Westecke ist ebenfalls gekehlt und mit einer Halbsäule versehen (Abb. 8). Die Ecke gegen den Chor besitzt keine Vorlage, hier bildete wohl eine Konsole über der Wandnische das Auflager der Gewölberippe.[7] Dieselbe Form der Vorlagen finden wir bei zwei Kirchen des Meisters Andreas Bühler, nämlich im Schiff von Scharans und im Chor von St. Peter und Paul in Cazis[8] (Abb. 8). Es drängt sich die Vermutung auf, dass auch die Kirche in Alvaneu wie die Bauten in Scharans, Cazis und Thusis dem Meister Andreas Bühler zuzuschreiben ist. Leider können wir unsere Hypothese nicht beweisen, da kein Meisterzeichen gefunden wurde.
Im Chor konnten keine Anzeichen für Vorlagen nachgewiesen werden, es ist also anzunehmen, dass die Gewölberippen wie in Scharans aus der Mauer herauswuchsen oder auf Konsolen auflagerten. In der Südwand des Langhauses, unmittelbar vor dem Chorbogen ist eine 2.2 m breite und 35 cm tiefe Nische mit einem flachen Sturzbogen eingebaut (Abb. 9). Es dürfte sich wohl um den Standort eines der vier Altäre handeln. Ca. 60 cm vor der Nische konnte ein Teil einer schrägen Fensterbrüstung und der ebenfalls schrägen Leibung gefasst werden. Leibung und Brüstung waren verputzt. Wenn man ein Lichtmass von einem Meter annimmt, liegt das Fenster genau in der Mitte des vorderen Gewölbefeldes. Unmittelbar

[7] Die Kirchen von Scharans und Thusis weisen dieselben Konstruktionsmerkmale auf. Vgl. dazu KdmGR III, S. 130–136 und S. 214–220.
[8] KdmGR III, S. 182–185.

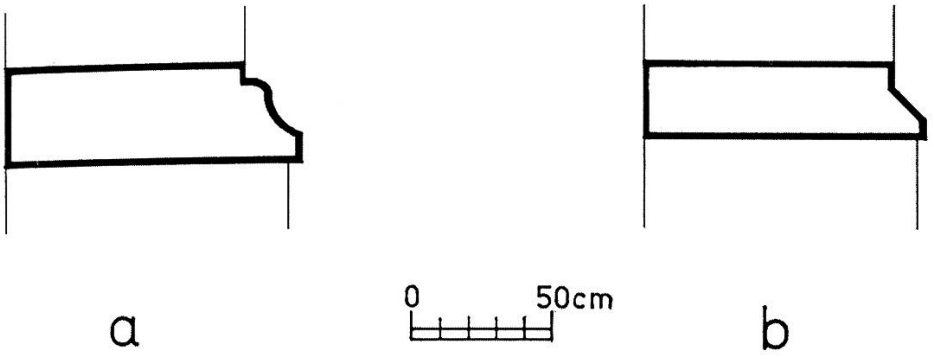


Abb. 7: Alvaneu, Kirche St. Mauritius; a) Sockelgesims im Schiff. b) Sockelgesims im Chor.

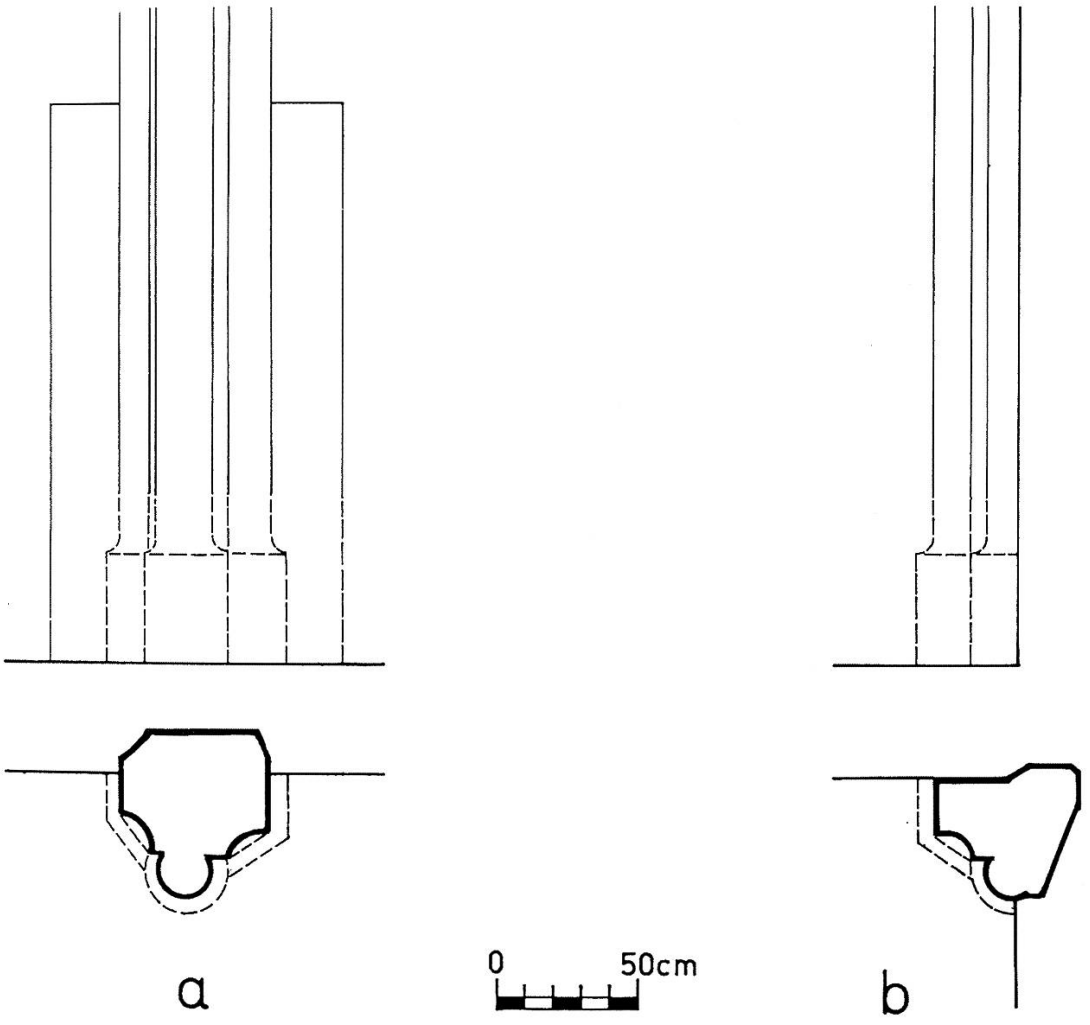


Abb. 8: Alvaneu, Kirche St. Mauritius; a) Wandpilaster im Schiff. b) Eckpilaster im Schiff.

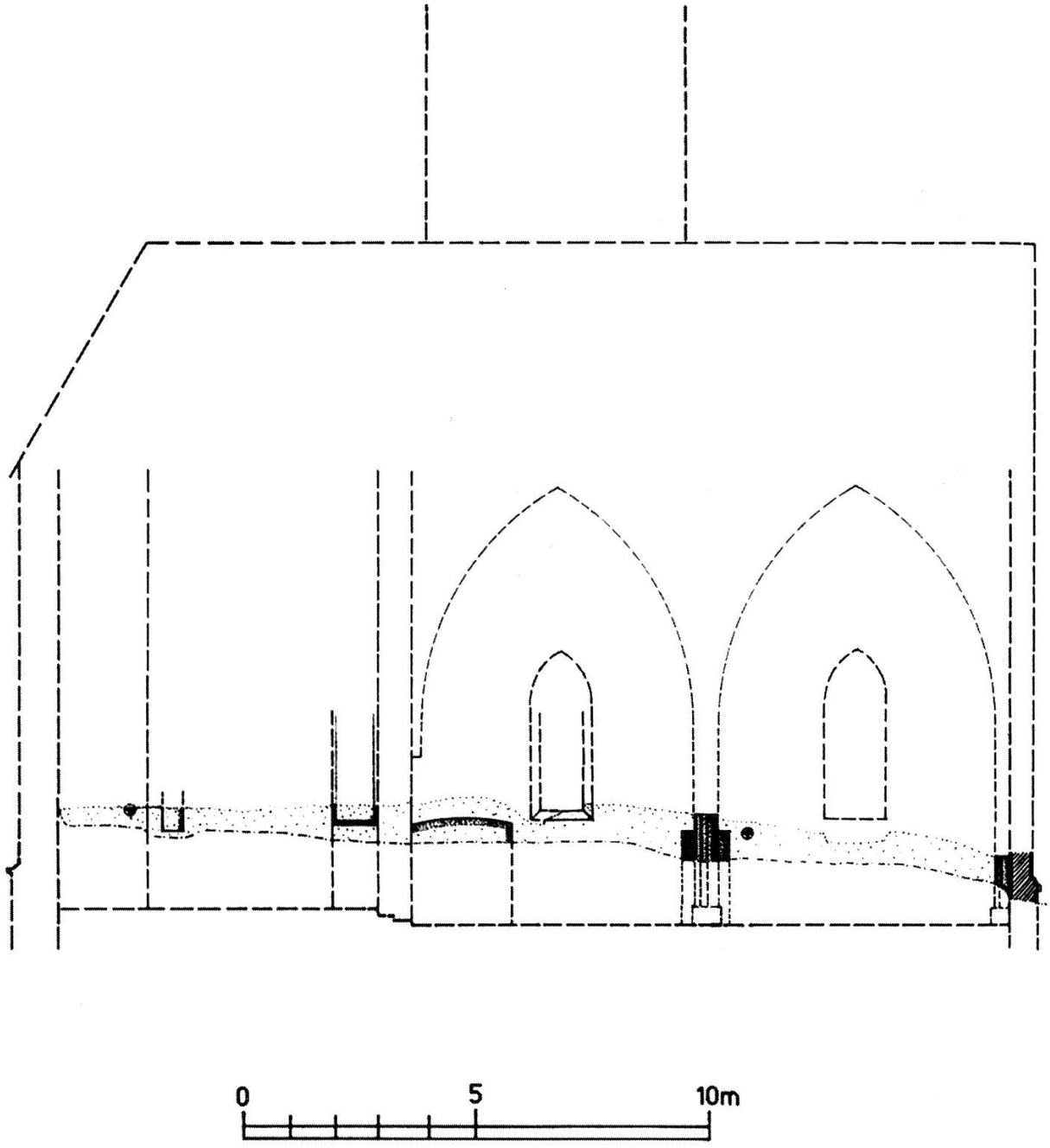


Abb. 9: Alvaneu, Kirche St. Mauritius; Längsschnitt, Rekonstruktionsversuch.

hinter dem Chorbogen wurde eine Bildnische von 100 cm Breite und 30 cm Tiefe ausgespart (Abb. 10). Leider ist der bemalte Teil fast vollständig zerstört worden. Lediglich ca. 30 cm des unteren Bildteiles der Originalmalerei sind erhalten geblieben. Der untere horizontale und die beiden seitlichen Bildfriese in violetter Farbe, z.T. schwarz umrandet, umrahmen eine hellgraue Fläche ohne Dekor. Viele bemalte Verputzfragmente konnten aus der Auffüllschicht im Bereich der Nische und des Chorbogens geborgen werden. Der Versuch, das Bild zu rekonstruieren, gelang leider nicht, da die Verputzfragmente wohl über eine grössere Fläche verstreut sind und somit von der Grabung nicht erfasst wurden. Es konnten lediglich einzelne Bildausschnitte zusammengefügt werden, wie das in Rot und Gelb gemalte Ornament auf weissem Grund, das an eine grüne Fläche anschliesst (Abb. 11). Fragmente in Grau mit brauner Umrandung und schwarz gemalten Schuppen gehörten wohl zu einem Fabeltier oder Fisch. Gelbe, rote, violette und grüne Verputzstücke mit schwarzen Linien lassen jedoch auf ein ehemals sehr farbenfrohes Motiv schliessen.

Die originale Bemalung der Bildnische wurde später mit einer Putzschicht zugedeckt und neu bemalt. Von dieser Bemalung ist nur noch ein kleiner Rest erhalten geblieben.

Weiter hinten, 40 cm vor der ersten Ecke des Polygonalchors, ist eine weitere Nische in die Wand integriert. Diese besitzt eine quadratische Grundfläche von 40 cm Seitenlänge und beinhaltet ein verputztes Tuffsteinbecken mit der Form eines umgekehrten Pyramidenstumpfs.

30 cm hinter dem ersten Chorschluss konnte die untere Hälfte eines Malteserkreuzes in einem Doppelkreis gefasst werden. Das schwarz ausgemalte Kreuz ist rot umrandet, der Doppelkreis nur mit feiner roter Linie markiert. Ein gleiches Kreuz, jedoch nur mit einer roten Kreislinie, verziert die Südwand vor dem Mittelpfeiler im Schiff.

Verschiedene Rötelzeichnungen, die mit einer dünnen Kalkschicht übertüncht wurden, lassen vermuten, dass man mit dem ersten Entwurf der bildnerischen Gestaltung des Schiffes nicht zufrieden war.

Obwohl nur ein kleiner Teil der Kirchenruine untersucht wurde, konnten die von Poeschel publizierten Befunde[9] bestätigt und einige neue Erkenntnisse über Gliederung und Ausschmückung des gotischen Gotteshauses gewonnen werden.

Alfred Liver

[9] Siehe oben Anm. 1.

Abb. 10: Alvaneu, Kirche St. Mauritius, Bildnische im Chor.
Abb. 11: Alvaneu, Kirche St. Mauritius; Fragment der Wandmalerei aus der Bildnische im Chor.

Die Churer Martinskirche und ihre Friedhöfe

«Item wen man gen Sant Martin oder gen Sant Reglen begrebt, den sol man in der selben Kirchen bestatten, ye der man nach sinen statten; doch sol niemant (sol) dartzu gezwungen werden, es sie im denn fügelich.»[10]

Aufgrund von Pflästerungsarbeiten und Leitungserneuerungen fanden in den Jahren 1994 und 1995 auf dem Gebiet des *Churer Martinsplatzes* archäologische Notgrabungen statt. Die Fülle der dabei gewonnenen Ergebnisse führt unter anderem dazu, dass der vorliegende Aufsatz bereits der dritte einer Reihe von Vorberichten ist, welche die Resultate dieser jüngsten Untersuchungen darstellen möchten.[11] Der folgende Text handelt vorwiegend von der Kirche St. Martin, welche dem Platz seinen Namen gab, und ihrer unmittelbaren Umgebung.

Das Gotteshaus selbst wurde letztmals 1989 renoviert, was einige archäologische Nachgrabungen und Sondierungen im Innern des Gebäudes ermöglichte. Vor allem konnten damals aber die bestehenden Aussenwände baugeschichtlich untersucht werden. Die Resultate dieser Arbeit wurden bereits ein Jahr später (1990) veröffentlicht.[12] Berührungspunkte zwischen der damaligen Untersuchung und den jüngsten Grabungen auf dem Martinsplatz finden wir hauptsächlich in den Bereichen der Kirchenwestwand und des heutigen Seitenschiffes, wobei die jüngsten Resultate jene von 1988/89 teilweise ergänzen.

Während den Ausgrabungen 1994/95 konnten im näheren Umkreis der Kirche an die *80 Bestattungen* ganz oder fragmentarisch freigelegt werden. Im vorliegenden Text wird der Versuch unternommen, diese Bestattungen in einen zeitlichen Rahmen zu betten und so einige Aufschlüsse über den oft zitierten «Friedhof bei St. Martin» zu erhalten.

[10] Nach der vorreformatorischen Begräbnisordnung kamen in der Stadt Chur vier Friedhofsanlagen in Frage, nämlich bei St.Martin, bei St.Regula, bei den Predigern im Nikolai-Kloster und auf dem Hof. Jeder soll nach «sinen statten», also an jenem Ort begraben werden, wohin er der Stadteinteilung gemäss gehört. Wem es aber anders beliebt, dem ist der Ort freigestellt. Beim Text handelt es sich um einen Auszug aus der 1468 verfassten Begräbnisordnung, welche auf dem inneren Rückdeckel des 1461 angelegten Churer Stadtrechtes erhalten geblieben ist. Vollständige Wiedergabe des Textes in: Caminada Christian: Die Bündner Friedhöfe, Zürich 1918, S.170–171.

[11] Corrins Bettina: Der Churer Martinsplatz im 19. und frühen 20.Jahrhundert. In: JHGG 1994, S.70–77. Janosa Manuel: Ein Haus am Churer Martinsplatz. In: JHGG 1995, S.80–106.

[12] Descoeudres Georges und Carigiet Augustin: Archäologische Untersuchungen an der Kirche St. Martin in Chur. In: ZAK 47, 1990, S.261–284.

Die Kirche St. Martin taucht in einer nicht näher datierbaren Schenkung Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts erstmals in den Quellen auf.[13] Spätestens seit dieser Zeit bildete das Gotteshaus den Mittelpunkt einer Siedlung am Fusse der bischöflichen Burg.[14] Im Jahre 958 wird St. Martin, offenbar zuvor königliche Eigenkirche, u.a. zusammen mit einem anstossenden Weinberg von Otto I. dem Bistum Chur geschenkt.[15] In einer Urkunde aus dem Jahre 1220 ist die bisher früheste Erwähnung eines *Friedhofs* bei St. Martin zu finden.[16] Der Inhalt dieses Dokuments handelt von einem Gütertausch, worauf der damals bestehende Friedhof in den angrenzenden Weinberg ausgedehnt werden konnte. So sehr sich mit den Quellen auch der Nachweis eines nahen Weinbergs erbringen lässt, so wenig lassen sie sich, ausdrücklich für den 1994/95 untersuchten Bereich westlich und nördlich der Kirche, als Datierungshilfen beiziehen. Immerhin lässt jene Urkunde von 1220 auf ein weiter zurückreichendes Bestattungsrecht schliessen.

Nach dem verheerenden Stadtbrand im Jahre 1464, welcher auch die Martinskirche in Mitleidenschaft zog, wurde ein weitgehender Neubau notwendig. Dieses Bauvorhaben führte, mit Ausnahme der noch heute erhaltenen Südwand, zur Niederlegung der karolingischen Kirchenmauern. Bereits 1473 war der neue Chor und 1491 das neue Schiff vollendet. Auf den damaligen, spätgotischen Neubau geht die heutige Martinskirche zurück. Von einer weiteren grossen Feuersbrunst im Jahre 1574, welche auch Häuser in unmittelbarer Nähe beschädigte, blieb die Kirche glücklicherweise verschont.[17]

[13] BUB I, Nr. 24.

[14] Sennhauser Hans Rudolf: Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätiens. In: Werner Joachim und Ewig Eugen (Hg.): Von der Spätantike zum frühen Mittelalter, Sigmaringen 1979, S.193–218. Die Quellenangaben zur Kirche fand ich hauptsächlich bei Descoeudres/Carigiet, vgl. Anm. 12, und bei Poeschel Erwin: Kdm GR, Bd. VII, Basel 1948.

[15] BUB I, Nr. 115.

[16] BUB II, Nr. 616.

[17] JHGG 1995, wie Anm. 11.

Abb. 12: Chur, Martinsplatz 1994/95; Der Bereich westlich der Kirche während der Ausgrabung. Ansicht von Norden.

Die karolingische Kirche

Der karolingische Vorgängerbau des heutigen Gotteshauses bestand aus einer Saalkirche in der Breite des heutigen Mittelschiffes. Drei hufeisenförmige Apsiden schlossen den Bau im Osten ab (Abb. 13). Die einzige noch unbekannte Ausdehnung, die der Schiffslänge, liess sich während den jüngsten Grabungen auf dem Martinsplatz feststellen. 1994 konnte nämlich der nördliche Ansatz der damaligen Westmauer freigelegt werden, womit eine nach den Untersuchungen von 1988/89 geäusserte Vermutung bestätigt werden konnte.[18] Die Aussenfluchten der karolingischen sowie der spätgotischen (aktuellen) Westwand waren an der 1994 freigelegten Stelle beinahe identisch.

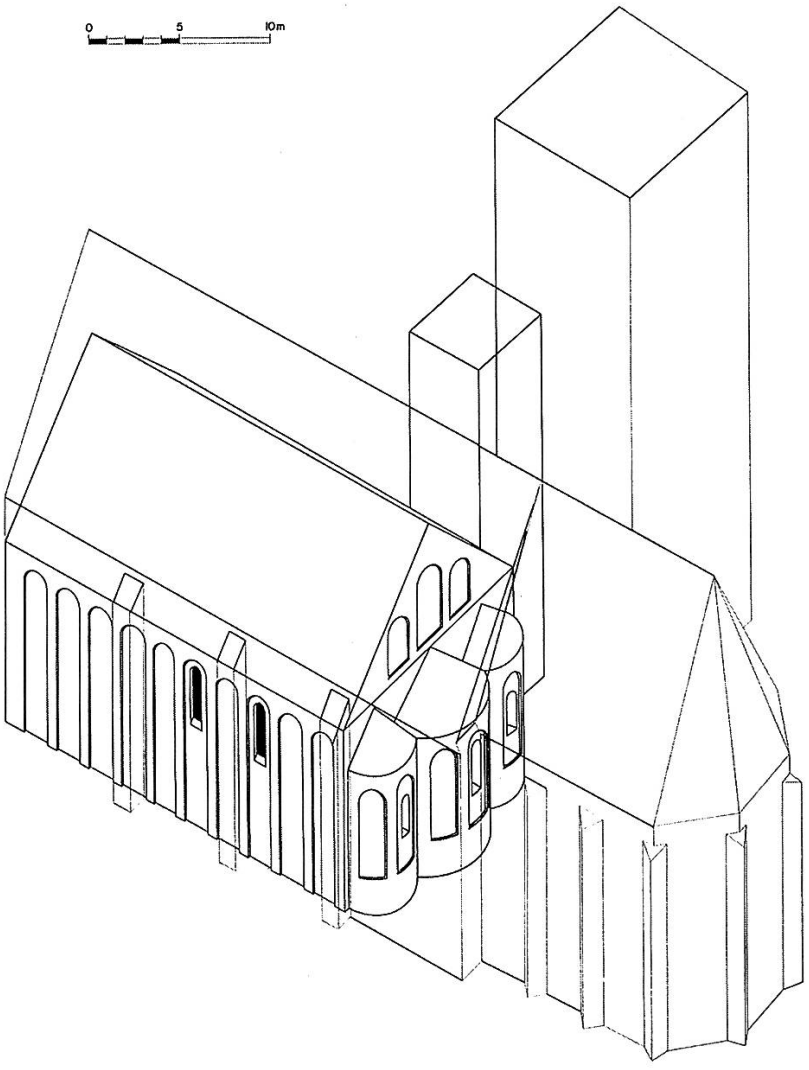


Abb. 13: Chur, Kirche St. Martin; Isometrischer Rekonstruktionsversuch der karolingischen Kirche mit dem nachträglich angebauten Glockenturm. Ansicht von Südosten.

[18] wie Anm. 12, S. 262–263.–Vgl. dazu auch weiter unten im vorliegenden Text: «Westfassade».

In verschiedenen Sondierungen, welche 1988/89 im Innern der Kirche vorgenommen wurden, traten, sowohl im Schiffs- wie im Chorbereich, Mörtelböden zu Tage, deren Oberflächen mit einem Überzug aus Ziegelsplitt versehen waren. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um Gehflächen aus karolingischer Zeit. Der höher gelegene Chorboden müsste in diesem Falle über drei Stufen vom Schiff her erreichbar gewesen sein, wobei die Stufenanlage im Bereich zwischen der 1988/89 festgestellten Türöffnung in der Nordmauer und der Chorschulter anzusiedeln wäre (vgl. Abb. 15). In der nördlichen Apsis war der Standort eines Altares auszumachen.[19]

Seit Jahrzehnten tauchen während Bauarbeiten und Renovationen im Bereich der Martinskirche reliefverzierte Marmorbausteine auf.[20] Dabei handelt es sich um Reste der liturgischen Kirchenausstattung (Altäre, Chorschranken etc.), wie sie in karolingischer Zeit üblich war. Bausteine dieser Art fanden sich auch während den jüngsten Grabungen 1994/95 auf dem Martinsplatz. Zu kleinen Stücken zerschlagen und als Unterlage für einen Holzboden eingebracht, lagen sie nördlich der Kirche in einem Gebäude, welches sich nur in einer Sondierung fassen liess. Als Zierelemente erscheinen auf diesen Stücken das Flechtband, Krabben und ein Seilmotiv (Abb. 14). Das Marmorfragment auf Abb. 14.3 stammt möglicherweise von einem Pfortenbogen in der Chorschranke. Mit Sicherheit um ein bogenförmiges Element handelt es sich beim Stück auf Abb. 14.6, worauf eine Krabbenreihe von lanzettförmigen Blattmotiven begleitet wird. Letzteres fand sich während den Sondierungen 1988/89 in der Kirche selbst und lässt sich mit einem 1918 gefundenen Stück aus der Martinskirche vergleichen.[21] Nicht geborgen werden konnte vor neun Jahren eine sog. Füllungsplatte aus Marmor, da sie in das Fundament eines Gewölbepfeilers der heutigen Kirche eingemauert worden ist.

In Sondierungen westlich der Kirche fand sich 1994/95, etwa zwei Meter unter dem heutigen Niveau, ein Schichtenpaket, welches wohl zeitgleich mit der karolingischen Kirche existierte. Das Paket besteht aus einer mindestens einen Meter hohen Humusschicht, welche von verschiedenen dünnen, wahrscheinlich als Niveaus anzusprechenden Schichten überlagert wird. Die Humusschicht dürfte auf einen frühen Friedhof hinweisen. Darin lag, von einer Sondierung gerade noch erfasst, der Schädel einer menschlichen Bestattung, deren Blick nach Osten

[19] Seifert Hans: Archäologische Untersuchungen an der Kirche St. Martin in Chur. In: AiGR, S.304–308. –Clavadetscher Urs: Übergang ins Frühmittelalter. In: Churer Stadtgeschichte, Band I, Chur 1993, S.201–203.

[20] Sulser Walther: Die karolingischen Marmorskulpturen von Chur. In: Schriftenreihe des Rätischen Museums. 23, 1980. – Janosa Manuel: Der Churer Martinsplatz und seine Umgebung. In: AiGR, S.362–363.

[21] Descoeudres Georges und Dosch Luzi: Die evangelische Pfarrkirche St.Martin in Chur. In: Schweizerische Kunstführer, Serie 58, Nr. 573, Bern 1995.

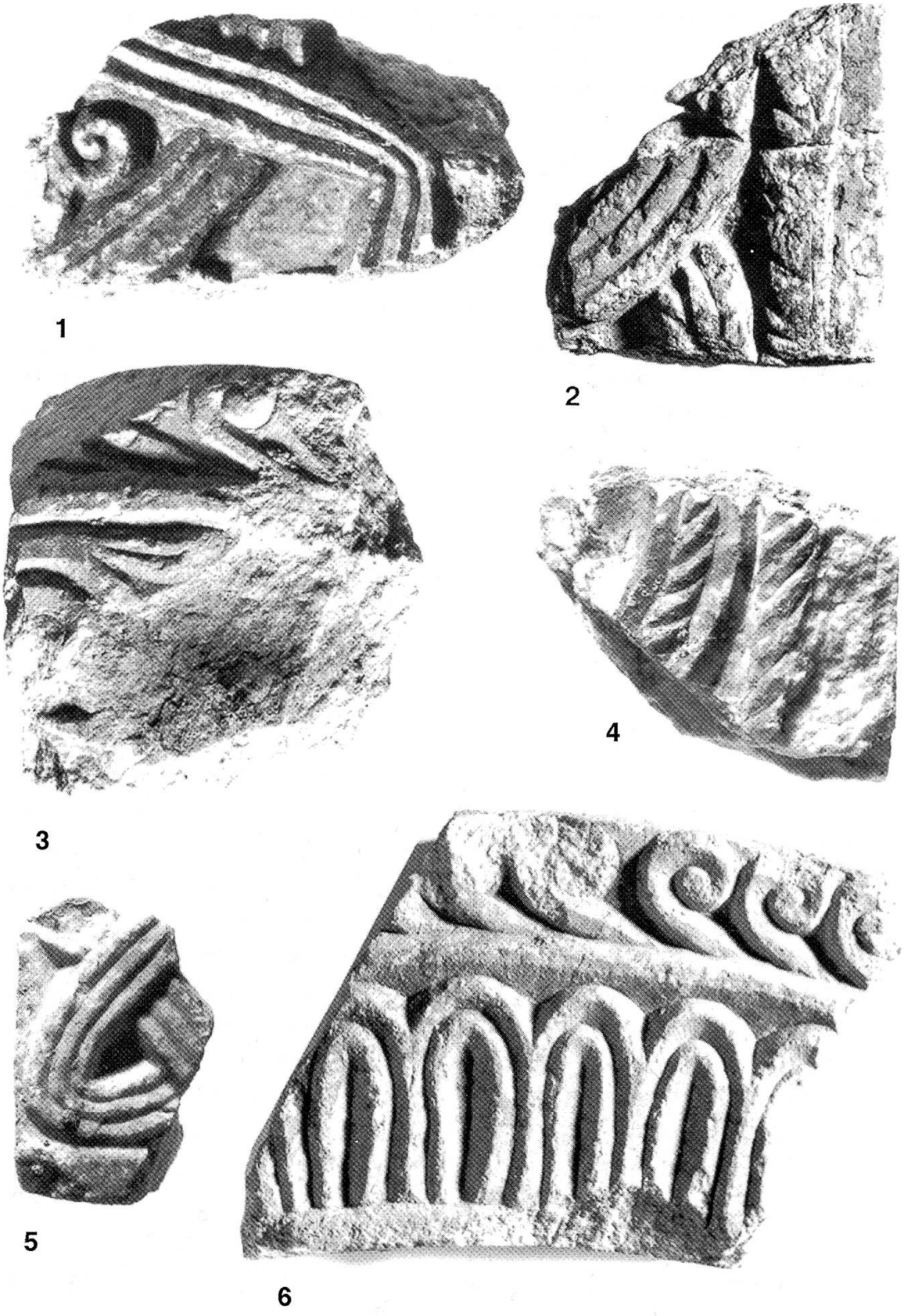


Abb. 14: Chur, Martinsplatz 1994/95; Fragmente von skulptierten Marmorbausteinen aus karolingischer Zeit. Nr. 6 stammt aus einer Auffüllschicht in der Martinskirche und wurde 1988/89 gefunden. Massstab 1:2,5.

gerichtet war (vgl. Abb. 15.A). Etwas weiter südlich dieses Grabes zeigte sich im selben Profil ein Mauerrest mit dazugehörendem Innenniveau. Diese ältesten Befunde westlich und südwestlich der Kirche können, bezüglich des zeitlichen Rahmens, mit einer Schichtengruppe im Westbereich des Martinsplatzes verglichen werden. Eine Schicht der zuletzt genannten Gruppe konnte mittels C14-Analyse datiert werden und weist in den Zeitraum zwischen 782 und 942 n.Chr.[22]

Naturkatastrophen

In der folgenden Zeit scheinen zwei grössere Naturkatastrophen über die damalige Siedlung hereingebrochen zu sein.[23] Zumindest ist dies für den Bereich des heutigen Martinsplatzes nachweisbar. Beim ersten katastrophalen Ereignis handelt es sich um einen Brand, der Bauten südwestlich der Kirche und im heutigen Westbereich des Platzes in Mitleidenschaft zog. Die brandigen Mörtelschuttschichten, welche dabei entstanden, waren noch nicht einmal weggeräumt, als offenbar während eines gewaltigen Unwetters die Plessur über die Ufer trat. Die damals wahrscheinlich noch nicht bewehrte Siedlung,[24] sicher aber der Bereich des heutigen Martinsplatzes, versank in Massen von Schlamm, Geschiebe und Geröll, welches sich noch heute, stellenweise über einen Meter hoch, über die ältesten Befunde türmt.

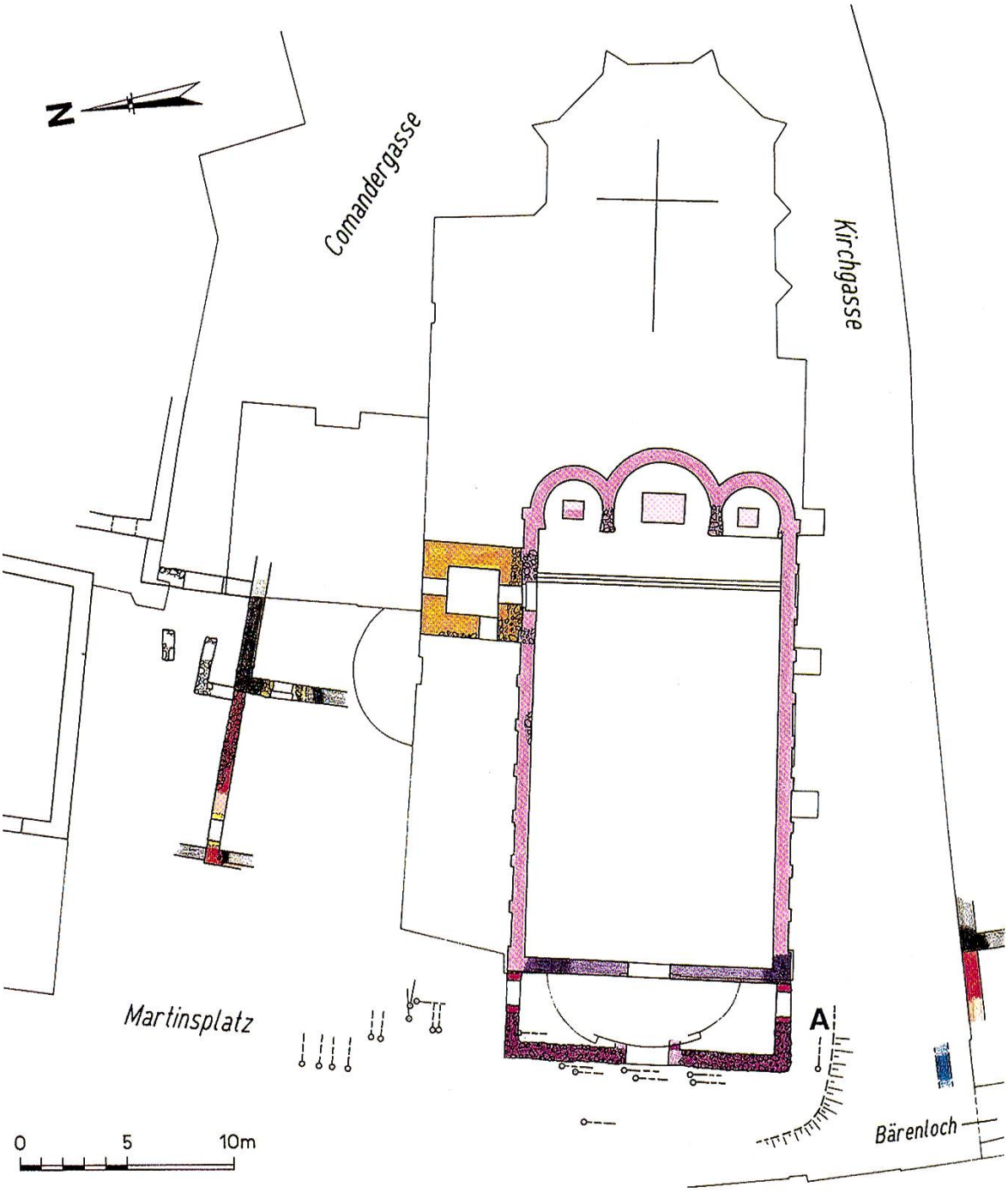
Veränderungen am karolingischen Gotteshaus

Von verschiedenen, bereits bekannten baulichen Veränderungen an der karolingischen Kirche wissen wir nicht, wie sie in Bezug zu den oben erwähnten Naturkatastrophen chronologisch einzuordnen sind. Immerhin waren 1988/89 bei den Sondierungen im Chor- und Schiffsbereich Reste von jüngeren Mörtelböden zu erkennen, welche *nach einem Brand* über die ältesten, fassbaren Kirchenniveaus gegossen wurden. Ob es sich dabei aber um jenen Brand handelt, welcher der Unwetterkatastrophe vorausgegangen war, bleibt vorerst ungeklärt. Weiter ist

[22] vgl. JHGG 1995, wie Anm. 11, S.86–88.

[23] vgl. JHGG 1995, wie Anm. 11, S.89–90.

[24] Die ersten schriftlichen Erwähnungen einer Churer Stadtmauer stammen aus den Jahren 1270 und 1293. Vgl. dazu Clavadetscher Urs: Stadtmauern der Schweiz. Kanton Graubünden. In: Stadt- und Landmauern, Band 2. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15,2, Zürich 1996, S.149–152.



Kirche

karolingisch

zeitlich nicht näher bestimmbare Veränderung am karolingischen Bau

sicher nach der Unwetterkatastrophe

a

b

c

andere Bauten

sicher vor der Unwetterkatastrophe

a

b

c

der Anbau eines Glockenturms zu erwähnen, welcher im Norden der Kirche vor die bereits dort bestehende Türöffnung gestellt worden ist (vgl. Abb. 15). Um eine Empore im Eingangsbereich des Schiffes zu erschliessen, wurde ganz im Westen der Südfassade ein Hocheingang eingebrochen. Diese Türöffnung ist noch vor dem Stadtbrand 1464 und dem anschliessenden Kirchenneubau wieder zugemauert worden.[25] An Veränderungen nachzuführen bleibt der Einbau eines gemauerten Podests in der südlichen Seitenapsis, womit das Gehniveau in diesem Chorraum etwas angehoben wurde.

Westfassade

Wie sich mit den jüngsten Grabungen 1994/95 nachweisen liess, ist die karolingische Westwand zu einem späteren Zeitpunkt, aber mit Sicherheit noch *vor* dem Bau der heutigen Kirche, durch eine andere ersetzt worden. Aufgrund der feststellbaren Bauniveauhöhe dieser neuen Westwand kann davon ausgegangen werden, dass jene Fassade erst *nach* der grossen Unwetterkatastrophe, eventuell sogar als Folge davon, entstand. Reste dieser Westwand haben sich im Sockelbereich der heutigen bzw. spätgotischen Wand noch über die gesamte Schiffsbreite erhalten. Am aufgehenden Mauerwerk sind Anzeichen eines Mauerverputzes in Rasa pietra-Manier (Fugenstrichverputz, welcher die Steinköpfe frei lässt), wie auch stellenweise geglättete Deckputzschichten zu sehen. An ihrem südlichen Ende ragt die westliche Aussenflucht dieser nachträglich errichteten Westwand bis zu 20 cm (in westlicher Richtung) über die heutige hinaus. Damit wird deutlich, dass die Ausrichtung der heutigen Fassade *nicht* genau parallel zur Vorgängermauer verläuft, sondern leicht in östlicher Richtung verschoben wurde. Wenn wir uns zudem die überdurchschnittliche Stärke vor Augen führen, welche die heutige Westfassade aufweist, wird auch klar, warum 1988/89 von der jetzt entdeckten Westmauer nichts zu sehen war. Ein damals gezeichnetes Profil, welches ältere Kirchenböden sowie die Westfassade schneidet, lässt sich mit den jüngsten Befunden teilweise ergänzen (Abb. 16).[26]

Abb. 15: Chur, Martinsplatz 1994/95; Baugeschichtlicher Grundriss I mit Gräbern aus der Zeit nach der Unwetterkatastrophe; A = Bestattung vor der Unwetterkatastrophe.

[25] Zu Turm und Hocheingang vgl. ZAK 47, wie Anm. 12 und AiGR, wie Anm. 19.
[26] wie Anm. 12, S. 263–264.

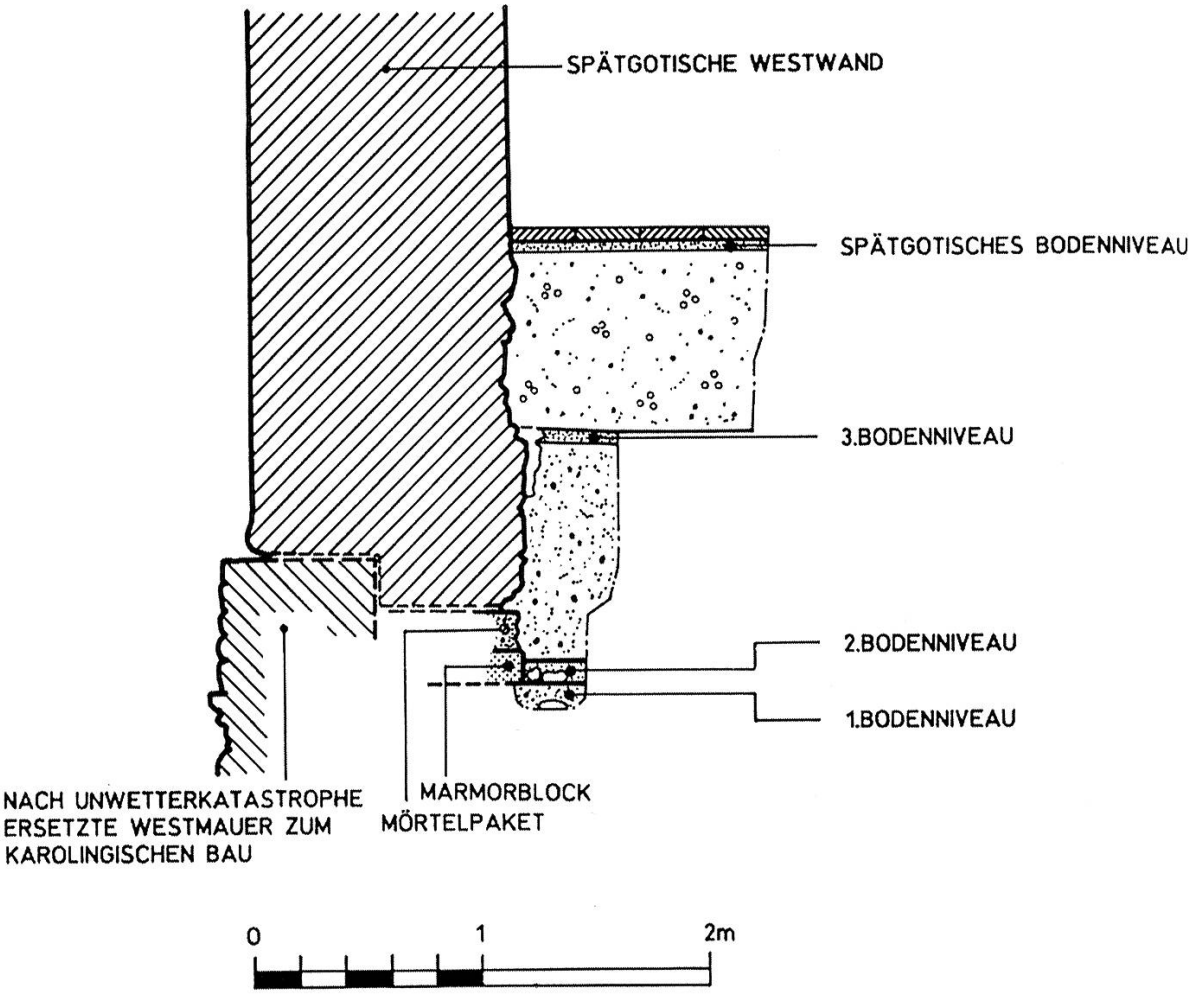


Abb. 16: Chur, Martinsplatz 1994/95; Schematisierter Ost-West-Schnitt im Süden der Kirchenwestwand. Ansicht gegen Norden. Die Zeichnung basiert auf einem Profil, welches 1988/89 nach den Untersuchungen im Innern der Kirche entstand.

Vorhalle

Im Jahre 1978, als grosse Leitungsrohre eines Heizsystems in den Martinsplatz gelegt wurden, traten westlich der Kirche verschiedene Mauern zu Tage. Schon damals lag die Vermutung nahe, dass es sich dabei um Reste einer im Westen der Kirche angebauten Vorhalle handeln könnte. Während den Untersuchungen von 1988/89 erhärtete sich diese Hypothese.[27] Die Grabungen 1994/95 auf dem Martinsplatz führten schliesslich zu folgenden Resultaten: Bei den Mauerresten westlich der Kirche handelt es sich um einen zweimal abgewinkelten Mauerzug,

[27] wie Anm. 12, S. 263.

welcher einen Raum *in der Breite des Kirchenschiffes*[28] und mit einer durchschnittlichen Tiefe von 3,5 Metern westlich der damaligen Kirchenfassade umschloss (vgl. Abb. 15 und Abb. 17). Der Mauerzug entstand mit Sicherheit später als die *Neufassung* der karolingischen Kirchen-Westfassade. Da der umschlossene Bereich in späterer Zeit zum Bestatten diente, hat sich die ursprüngliche Gehfläche dieses Raums nicht mehr erhalten. Anhand von Vorfundamenten im Süden des Mauerzugs ist immerhin eine Mindesthöhe ablesbar. Sie lag mit Sicherheit über dem Geschiebepaket der grossen Unwetterkatastrophe. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden im Süden und Norden des Mauerzugs, in unmittelbarer Nähe der Kirchenwestwand, je ein Türeingang eingebrochen oder bereits dort bestehende Öffnungen ausgebaut. Spätestens in dieser Form können die vorgefundenen Mauerreste als zu einem überdachten Gebäude bzw. zu einem Kirchenanbau gehörend gedeutet werden. Möglicherweise besass der Anbau in der Mitte der Westwand ein grösseres Portal. Eine nur zwei Steinlagen hohe Spannmauer bildet an dieser Stelle, in einer Länge von 1,8 Metern, das einzige Fundament.

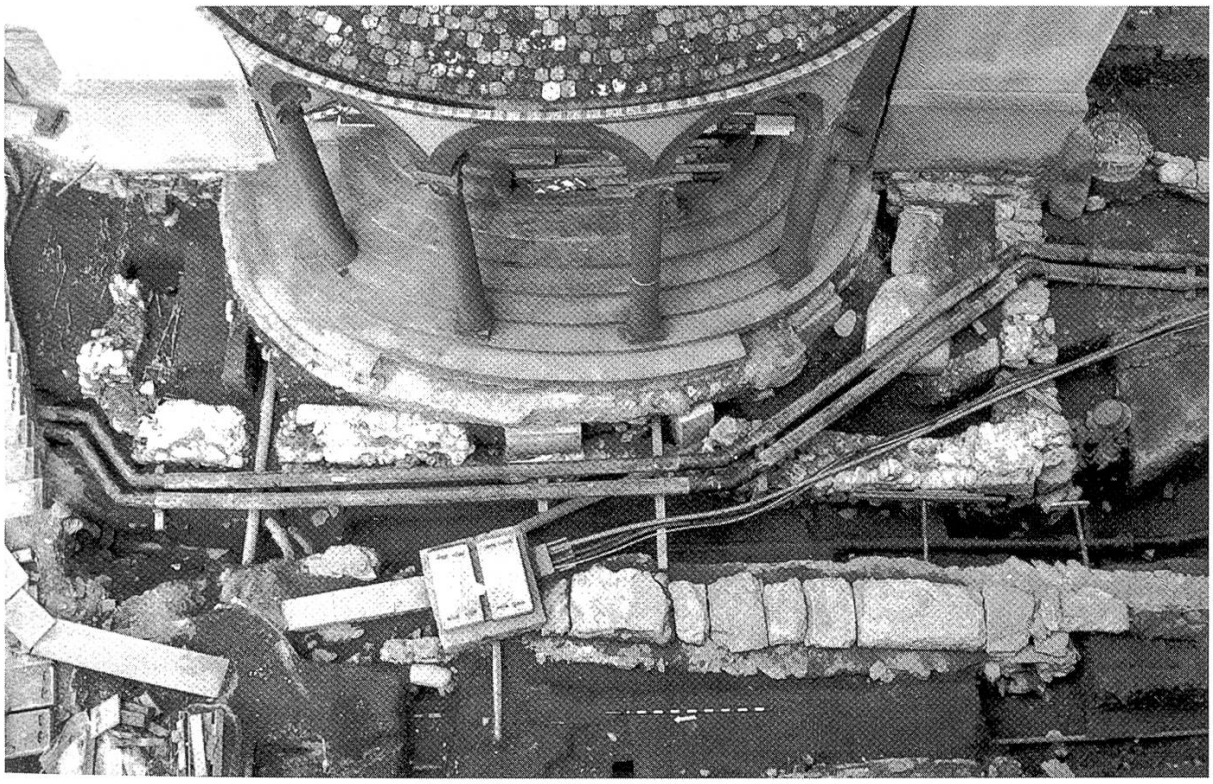


Abb. 17: Chur, Martinsplatz 1994/95; Mauerreste der westlich der karolingischen Kirche angebauten Vorhalle. Im Vordergrund die Steinabdeckung eines Weisswasserkanals aus dem 19. Jahrhundert. Ansicht von Westen.

[28] Die markanten Fluchtabweichungen gegenüber den karolingischen Schiffsmauern, welche 1978 noch vermutet wurden, konnten 1994/95 nicht bestätigt werden. Vgl. Anm. 27.

An der Deutung, dass es sich bei den vorgefundenen Mauern um Reste einer 1204 erstmals erwähnten Vorhalle handelt, dürfte mit den neusten Erkenntnissen kaum mehr gezweifelt werden.[29] Ob es sich dabei um einen auf allen Seiten geschlossenen oder halboffenen, beispielsweise loggia-artigen Narthex handelte, wissen wir aber nicht.

Mauerreste im Norden der Kirche

Während den jüngsten Grabungen 1994/95 musste der Martinsplatz, aus feuerpolizeilichen Gründen, etappenweise archäologisch untersucht werden. Die erste und zugleich flächenmässig grösste Etappe betraf den gesamten Platzbereich nördlich der Kirche. Eine auch während den Grabungen aufrecht zu haltende Erschliessung der anstossenden Wohnhäuser und Gewerbebetriebe, wie auch grössere, bereits vorhandene Störungen (z.B. unterirdische Trafostation nördlich der Kirche), zwangen uns, diese erste Etappe nochmals in vier Abschnitte zu unterteilen. Da die untersuchten Bereiche jeweils bald mit neuem Kofferungsmaterial aufgefüllt wurden, konnte bei neu auftauchenden Erkenntnissen nicht mehr auf diese Flächen zurückgegriffen werden. Bei einer derart reichhaltigen Befundlage, wie sie auf dem Martinsplatz anzutreffen ist, wirft solch eine Arbeitsweise, aus verständlichen Gründen, oft mehr Fragen auf, als sie unmittelbar beantworten kann. So war es uns wohl möglich, von verschiedenen, festgestellten Mauerresten im nördlichen Platzbereich eine chronologische Entstehungsabfolge aufzubauen, jedoch wissen wir nicht, in welchem Verhältnis die ältesten von ihnen zur grossen Unwetterkatastrophe stehen.[30] Auf dem ersten Grundrissplan haben wir deshalb die Bauentwicklung im Westen der Kirche von jener der Bauten im nördlichen Platzbereich getrennt (Abb. 15).
Von den ältesten gemauerten Befunden unmittelbar nördlich der Kirche hat sich zunächst der Rest einer einmal um 90° abgewinkelten Mauer erhalten. Die Gesamthöhe dieses in strengen Lagen aufgezogenen Mauerwerks beträgt heute noch max. 140cm. Möglicherweise stammen diese Reste von einem frühen Gebäude, dessen ursprüngliche Ausdehnung sich aber nicht mehr fassen liess. Erkennbar war hingegen eine weitere Mauer, welche von Westen an die ergrabene, ältere NW-Ecke stösst und den Mauerverlauf der älteren Nordmauer weiter-

[29] In einigen mittelalterlichen Quellen ist eine Vorhalle als Ausstellungsort von Urkunden bezeugt. Das älteste bekannte Beispiel datiert ins Jahr 1204 (BUB II, Nr. 5 04):«Actum in civitate de Curia sub porticu ecclesie sancti Martini».

[30] Die Entwicklung des Siedlungsgefüges im nördlichen Platzbereich ist zur Zeit noch Gegenstand der etappenübergreifenden Grabungsauswertung. Eine Zusammenfassung folgt in einem späteren Jahresbericht.

führt. Etwa 7 Meter westlich des ältesten Mauerbefundes winkelt auch diese jüngere Mauer nach Süden ab und übernimmt dort den Rest einer älteren, stellenweise noch verputzten Nord-Süd-Mauer als Fundament. Vielleicht befand sich in dieser Phase, westlich des ältesten, feststellbaren Mauerbefundes, ein weiteres Gebäude. In zwei Mauern wurden in späterer Zeit Türöffnungen eingebrochen. Weitere Mauerreste, ganz im Norden des Martinsplatzes und im Bereich der Comandergasse, lassen ein grösseres Bautengefüge erahnen. Viele dieser Mauern besitzen Fundamente, welche einen anderen Mörtel als der des frei aufgehenden Wandbereiches aufweisen. Ob es sich bei diesen Fundamenten um Reste vorangegangener *Bauten* handelt, war aber mangels zusammenhängender Grabungsfläche nicht zu beantworten.

Die beiden, wahrscheinlich überbauten Grundstücke unmittelbar nördlich der Kirche sind zu einer späteren Zeit bis *unter* die damalige Bauniveau- bzw. Bodenhöhe ausgehöhlt worden, um einem Friedhof Platz zu machen. Dieser entstand dadurch, dass der beim Aushöhlen und Abtiefen frei gewordene Raum mit zugeführtem Humus wieder aufgefüllt wurde. Die anzunehmenden Gebäude sind dabei wohl bis auf die heute noch stellenweise feststellbaren Erdgeschossmauern abgetragen worden, wobei vor allem Teile der jeweiligen Nordmauern als Friedhofsbegrenzung bestehen blieben. In Sondierungen liessen sich zwei Bestattungen dieses ersten Friedhofes nördlich der Kirche fassen.

Der hochmittelalterliche Friedhof

Die frühesten Bestattungen, welche mit Sicherheit in die Zeit *nach* der grossen Unwetterkatastrophe datieren, fanden sich westlich und nördlich der Kirchen-Vorhalle. Erstere wurden alle in Nord-Süd-Richtung, mit Blick nach Süden bestattet. Bei einzelnen Gräbern in diesem Bereich wurde deutlich, dass sie schon vor dem Bau der Vorhalle angelegt worden waren. Diese Bestattungen scheinen mit ihrer Ausrichtung Bezug auf die Westfassaden der Kirche und später der Vorhalle zu nehmen. Etwas weiter nördlich konnten andere Gräber teilweise angeschnitten, stellenweise auch ganz freigelegt werden. Der Blick dieser Toten richtete sich grösstenteils nach Osten. Wie festzustellen war, lagen diese Bestattungen auf derselben Höhe wie die beiden ältesten, oben bereits erwähnten Gräber nördlich der Kirche. Obwohl sich Erstere bereits ausserhalb des nachträglich humusierten Bereichs befinden, ist nicht auszuschliessen, dass alle zum selben Friedhof gehören.

In Anbetracht der vielen Bestattungen, welche seit über hundert Jahren bei Bauarbeiten im Gebiet Martinskirche-Kirchgasse-Museumsplatz zu Tage traten, liegt die Vermutung nahe, dass mit diesen jüngsten Grabfunden auf dem Martinsplatz nur gerade der nordwestlichste Ausläufer des hochmittelalterlichen

Friedhofs erfasst werden konnte.[31] Ob dieser Friedhof gegen den damals kleineren Martinsplatz abgegrenzt war, liess sich leider nicht mehr feststellen. Immerhin war südwestlich der Vorhalle, also am unteren Ende der heutigen Kirchgasse, ein markanter Niveauunterschied zwischen direkt an die Vorhalle grenzenden und weiter entfernten Bereichen zu erkennen, womit hier wenigstens terrainmässig eine Abgrenzung nachgewiesen werden konnte.[32]

Kirche und Friedhof vor dem Stadtbrand 1464

Der grosse Stadtbrand im Jahre 1464 hinterliess auch im Bereich des Martinsplatzes seine zum Teil deutlichen Spuren, was den Versuch ermöglichte, einen Zustand unmittelbar vor dem Brandausbruch zu rekonstruieren (vgl. Abb. 18 und Abb. 19).

In der *Martinskirche* war in der Zwischenzeit der Schiffsboden in der Höhe der drei vormaligen Chorstufen angehoben worden und lag 1464 auf demselben Niveau wie der Boden im Chor. Mit demselben Mörtelguss sind auch einige Stellen im älteren Chorboden ausgeflickt worden. Während den Untersuchungen von 1988/89 zeigte sich, dass eine dieser Flickstellen ebenso die frühere Stelle des nördlichen Seitenaltars überdeckt, was mit einer Verschiebung dieses Altares erklärt werden kann.

Andere Beobachtungen geben Anlass zur Vermutung, dass damals zumindest östlich des Glockenturmes ein neuer Raum an die Kirche angebaut war. Ausgangspunkt dieser Vermutung sind ältere Verputzschichten, welche sich östlich des damaligen Turmes im Sockelbereich der heutigen Seitenschiff-Nordwand erhalten haben. Besagte Verputzschichten sind sicher *vor* dem Bau der spätgotischen Kirche hier aufgetragen worden und machen deutlich, dass die heutige Mauer Bezug auf eine ältere nimmt. Möglicherweise handelte es sich bei diesem angebauten Raum um eine Sakristei, welche durch eine neu eingebrochene Türöffnung zwischen dem Glockenturm und der nördlichen Chorschulter betreten werden konnte. Spätestens zu diesem Zeitpunkt ist auch eine Durchgangsöffnung in der nördlichen Turmwand zu erwarten.

Verputzspuren eines älteren Kirchenanbaus waren auch unmittelbar *westlich* des Glockenturmes im Sockelbereich der Seitenschiff-Nordwand zu erkennen.

[31] Caviezel Hartmann: Grabfunde in Chur. In: ASA 6, 1888, S.107–108. – Jecklin Fritz: Gräberfunde in der St. Martinskirche. In: ASA VI, 1905/06, S.255–256. – Poeschel Erwin: Die Grabdenkmäler in der Kathedrale zu Chur. In: JHGG 1945, S.7. – Hug Erik: Neuere Gräberfunde in Graubünden. In: BM 1955, S.181–182. – Mitteilung in JHGG 1961, S.8.

[32] Vgl. dazu den Rekonstruktionsversuch in JHGG 1995, S.85.

Leider liess sich der Befund in diesem Bereich nicht eindeutig fassen, da 1988/89 die Sondierungen im Seitenschiff nur mit grösster Zurückhaltung durchgeführt worden sind. Ob sich mit diesen weiteren Verputzspuren auch mit Sicherheit ein, dem heutigen Seitenschiff vorangegangener Baukörper westlich des damaligen Glockenturms nachweisen lässt, kann deshalb nur durch umfassende Untersuchungen an dieser Stelle beantworten werden.

Bis zum Stadtbrand im Jahre 1464 hat sich auch der Zustand des nördlich von Kirche und Vorhalle gelegenen *Friedhofs* verändert. Über dem bereits früher eingebrachten Humuspaket, womit nach der Aushöhlung von dort bestehenden Bauten der erste Friedhof nördlich der Kirche geschaffen wurde, baute sich bis 1464 eine weitere humose Friedhofsschicht auf. Dadurch erhöhte sich das Niveau hier um mindestens einen halben Meter. Dieser Friedhof war im Norden und Westen durch Umfassungsmauern begrenzt. Die unmittelbar nördlich des Schiffes liegenden, früheren Gebäudemauern, welche hier schon den ersten Friedhof begrenzten, übten dabei eine Doppelfunktion aus. 1464 befand sich nämlich nördlich dieser Mauern mindestens ein weiteres, längliches Gebäude, dessen Erdgeschoss zwei Räume aufwies.[33] Gegen den Martinsplatz hin wurde die Friedhofsumfassung durch eine zusätzliche Mauer, welche die Nordwestecke der Vorhalle wahrscheinlich mit der Südwestecke des länglichen Gebäudes verband, ergänzt. Gleichzeitig wurden innerhalb dieser neuen Mauer, also friedhofseits, alle älteren Schichten und Befunde bis auf die Fundamenthöhe der neuen Mauer entfernt und, wie schon früher im Bereich nördlich des Schiffes, durch zugeführten Humus ersetzt (Abb.20). Dieses eingebrachte Erdmaterial erstreckt sich nun erstaunlicherweise auch bis in die *Vorhalle* hinein, deren Mauern dabei, zumindest in der noch heute erhaltenen Fundament-und Sockelzone, *nicht* entfernt worden sind. Auch dieser Bereich westlich der Kirche diente 1464 zum Bestatten. Das damalige Gehniveau innerhalb der Vorhallenmauern bestand aus grossen, grob behauenen Bruchsteinplatten, welche durch einen Mörtelguss verbunden waren. In der Südostecke haben zwei dieser Steinplatten die nachfolgenden Veränderungen in situ überdauert, andere sind noch durch ihre Negative erkennbar. Es macht den Anschein, dass der Steinplattenboden ohne direkten Bezug zu einzelnen Gräbern verlegt worden ist. Eine nach Süden ausgerichtete Grabstelle war zweimal belegt. Aus deren Auffüllung stammt eine süddeutsche Münze aus dem 14.Jahrhundert.

[33] Vgl. Anm. 30.

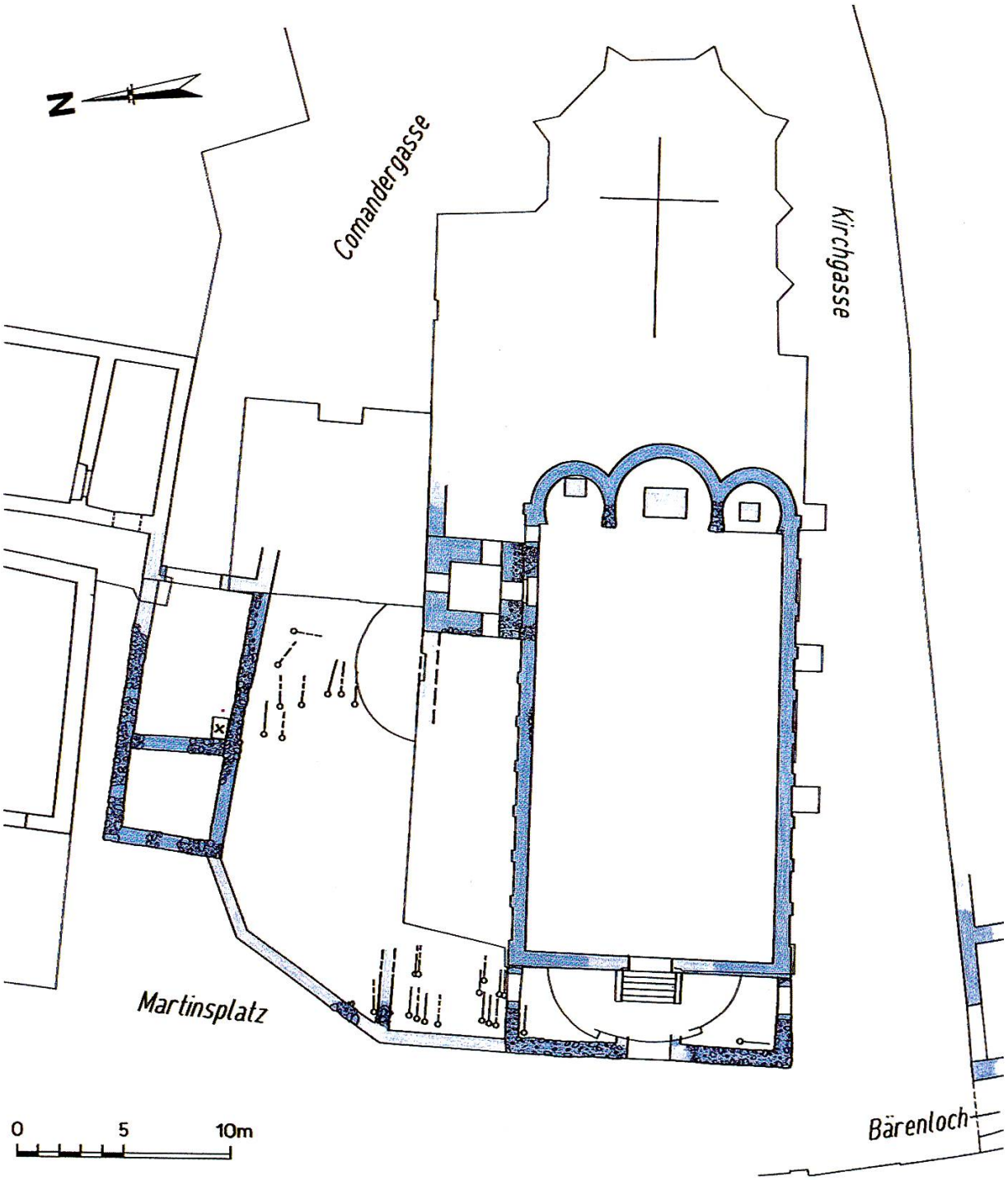


Abb. 18: Chur, Martinsplatz 1994/95; Baugeschichtlicher Grundriss II: Zustand 1464 vor dem Stadtbrand.

Wie wir uns die Vorhalle zur Zeit des Churer Stadtbrandes von 1464 vorzustellen haben, ist nicht ganz klar. War sie grösstenteils abgebrochen und dienten die übriggebliebenen Mauern lediglich als Friedhofseinfassungen, oder kann davon ausgegangen werden, dass der Anbau, trotz der späteren Einhumusierung, als überdachter Raum weiterbestand wie vorher? Wären nicht Schwelle und Spannmauer des nördlichen Vorhalleneingangs während des Humusierungsvorgangs entfernt worden, hätte sich diese Frage wahrscheinlich kaum gestellt. Bestattungen in Vorhallen sind durchaus üblich und keine Seltenheit.

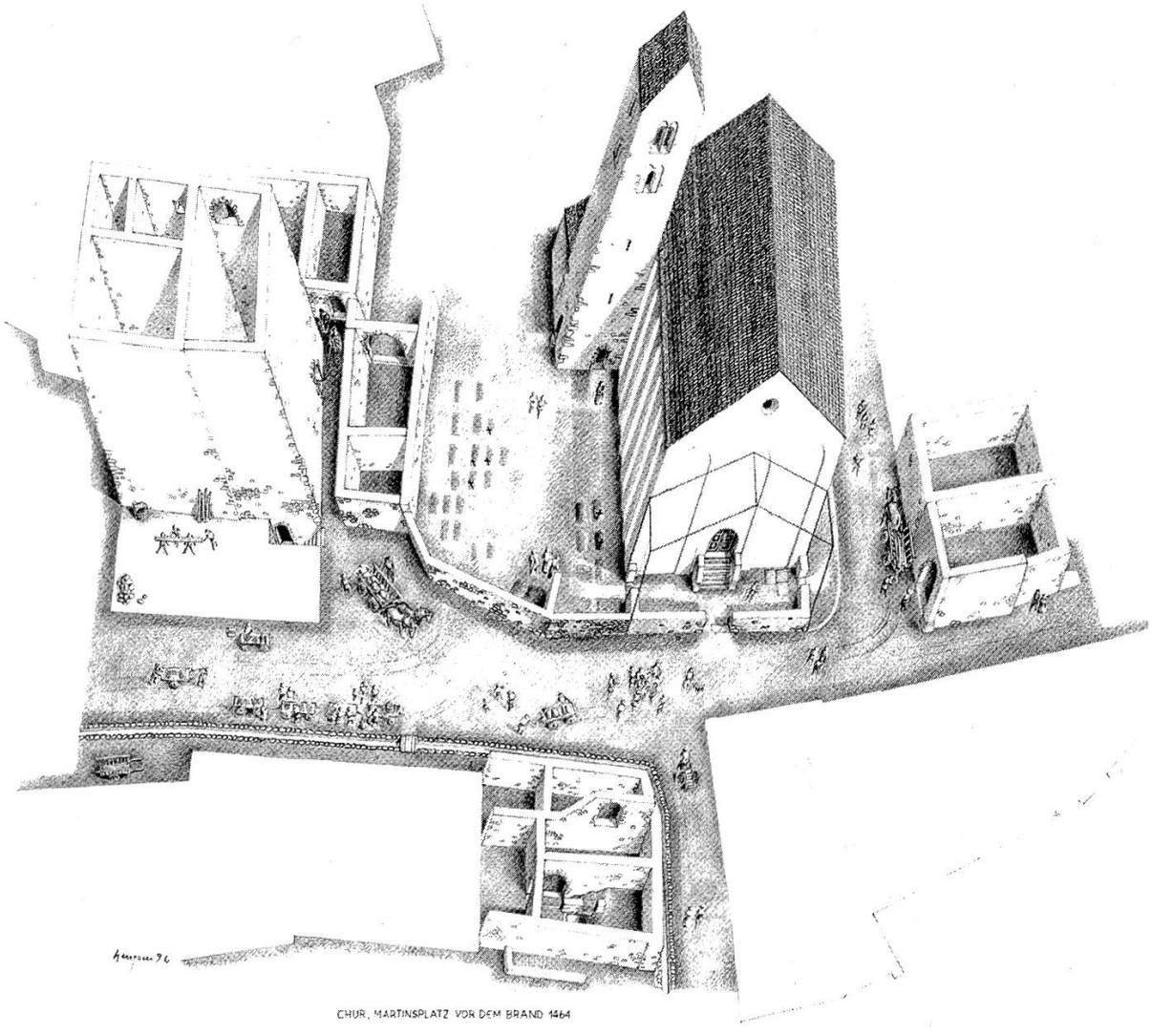


Abb. 19: Chur, Martinsplatz 1994/95; Rekonstruktionsversuch des Zustands 1464 vor dem Stadtbrand. Ansicht von Westen. Zeichnung: Henrik Zombory.

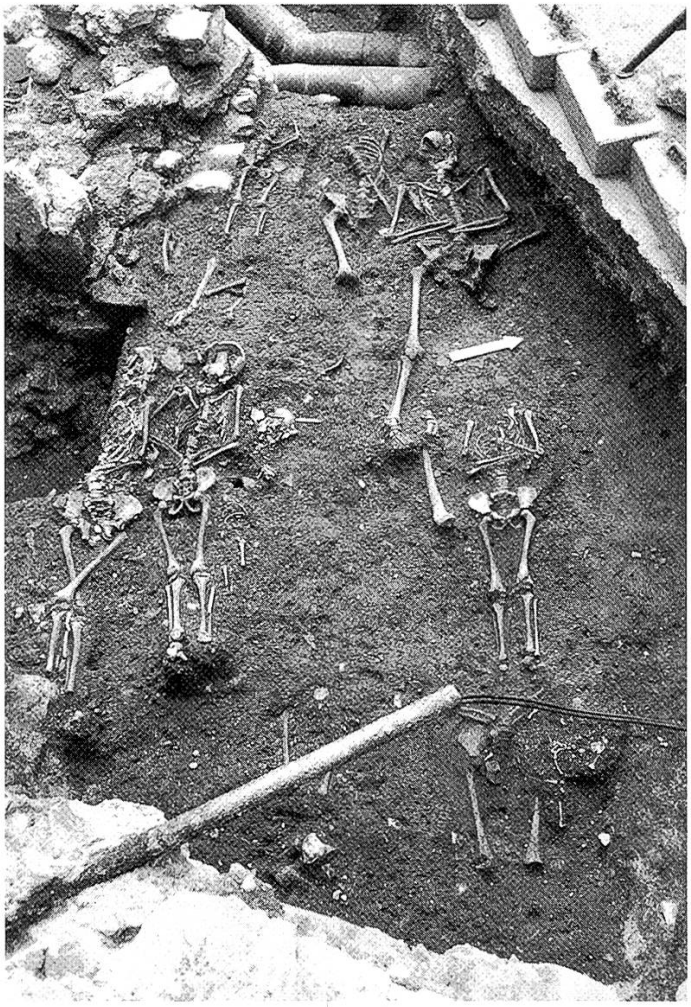


Abb. 20: Chur, Martinsplatz 1994/95; Bestattungen im neu humusierten Bereich nördlich der Vorhalle. Ansicht von Osten.

Der Wiederaufbau nach dem Brand von 1464

Mit dem etappenweisen Neubau der Kirche dürfte schon kurz nach der Brandkatastrophe begonnen worden sein (vgl. Abb. 21). Nach der Fertigstellung von Chor und Schiff im Jahre 1491 wurden zuerst östlich des immer noch bestehenden, alten Glockenturms neue Räume geschaffen, worin sich heute die zweigeschossige Sakristei wie auch Teile des Seitenschiffs befinden. Laut Descoeudres ist diese letztgenannte Bautätigkeit noch vor 1500 anzusetzen.[34] Etwa um 1510 dürften auch das Seitenschiff und der neue Glockenturm (noch ohne Wächterstube) fertiggestellt gewesen sein.

[34] Vgl. Anm. 12, S. 279.

Unseres Erachtens entsprach die Ausführung des Seitenschiffes *nicht* einer Planänderung, wie die *frei aufgemauerten*, nördlichen Gewölbepfeiler des Hauptschiffes belegen. Die asymmetrische Form des Seitenschiffes ist darauf zurückzuführen, dass bei dessen Bau ältere Mauerteile berücksichtigt wurden. So stand während dieser Bauphase mit Sicherheit noch der alte Glockenturm, dessen Ost-, Süd- und Westmauern erst *nach* der Fertigstellung der neuen Kirche abgebrochen wurden. Was die schräg zur Kirchenachse verlaufende *Westfassade des Seitenschiffes* betrifft, so sieht schon Descoeudres darin eine frühere Fried- hofsbegrenzung.[35] Während den Untersuchungen 1994/95 auf dem Martinsplatz konnten dazu nun einige aufschlussreiche Informationen gewonnen werden: Bei der Mauer handelt es sich um eine mindestens einen Meter starke Friedhofbegrenzung, welche die Nordwestecke des Schiffes mit der Südwestecke des nach dem Brand von 1464 wieder errichteten, länglichen Gebäudes nördlich der Kirche verband. Die Mauer entstand offenbar während der frühesten Bauphase der spätgotischen Kirche (also wohl während dem Bau des Chors), rechnete sie doch schiffsseits mit dem damals noch erhaltenen, älteren Kirchenbau. Erst einige Jahrzehnte später, während der Vollendung des Seitenschiffes, wurde sie in den Kirchenbau eingebunden. Mit dem oberen Teil der Westfassade, welcher damals im Verband mit der Seitenschiff-Nordwand *auf* diese ältere Friedhofsmauer gestellt worden ist, wurde der Mauerverlauf etwas nach Osten korrigiert. Dabei entstand der heute noch vorhandene Rücksprung in der Westfassade, der beim Übergang vom Haupt- zum Seitenschiff zu sehen ist. Der durch die Friedhofsmauer gebildete, untere Bereich der Seitenschiff-Westfassade ist sogar noch später dieser Fluchtrichtung angeglichen worden.

Die Abläufe rund um diese Friedhofsmauer zeigen auf, dass auch nach 1464 nördlich der Kirche ein Friedhof existierte. Im Norden wurde dieser weiterhin durch ein Gebäude begrenzt, welches nach dem Brand 1464 wieder instand gestellt, ja dessen westlicher Raum sogar neu unterkellert und mit einem Gewölbe versehen worden ist. Die heute als Comandergasse bekannte Verbindung zwischen Martins-und Museumsplatz, nördlich des Martinsturms, kann damals also noch nicht bestanden haben. Auf diesen Umstand sind möglicherweise die grossen Durchgangsöffnungen im heutigen Glockenturm zurückzuführen.

Auch südlich der Kirche, im Bereich der heutigen Kirchgasse, fanden sich Gräber, welche in die Zeit nach 1464 datieren. Ein festgestellter, markanter Niveauunterschied zwischen diesem südlichen Friedhofsgelände und dem Gassenbereich unmittelbar nördlich des heutigen Bärenlochs wirft die Frage auf, ob auch dieser Friedhof im Westen durch Mauern begrenzt war. In diesem Zusammenhang

[35] Vgl. Anm. 12, S. 277–278.

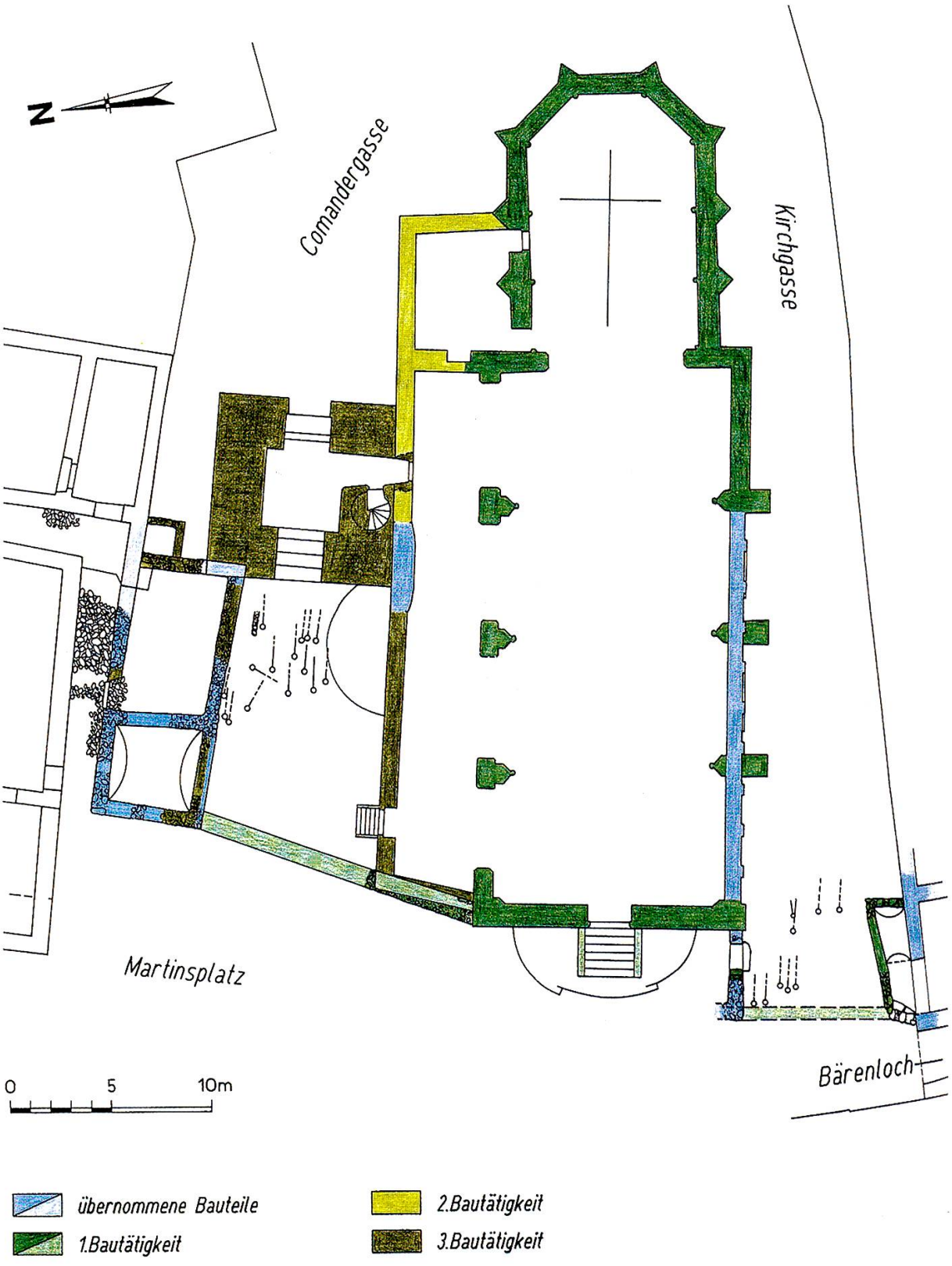


Abb. 21: Chur, Martinsplatz 1994/95; Baugeschichtlicher Grundriss III: Bauentwicklung nach dem Stadtbrand von 1464.

drängt sich vor allem die Südmauer der früheren Vorhalle auf, welche nachweislich *während* dem Bau der spätgotischen Westfassade noch über das damalige Aussenniveau hinausragte. Auch scheint der frühere Seiteneingang in dieser Wand nach 1464 nochmals ausgebessert und mit einer zusätzlichen Stufe versehen worden zu sein. In die Zeit nach 1464 datiert ebenfalls ein kleiner, freistehender Gewölberaum, welcher als Bestandteil eines flachen Anbaus nördlich des heutigen Hauses an der Kirchgasse 2 (Haus Menhardt) in diesen Friedhof hinein gebaut worden ist. Der flache Anbau wurde nötig, um das unterste Geschoss des Hauses, welches auch nach dem Brand unverändert auf selber Höhe lag, trotz des erhöhten Friedhofs von der Gasse her zu erschliessen.

Mit den nachgewiesenen Befunden nördlich und südlich der Kirche wird klar, dass dem Martinsplatz, bezüglich der Verbindung zum bischöflichen Hof, nach 1464 noch nicht die heutige, zentrale Bedeutung zukam. Dieser Zustand änderte in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, als sich von der Martinskirche aus das neue Glaubensbekenntnis ausbreitete. Im Zuge der Reformation wurden die Toten ab 1529 im neuen, ausserhalb der Stadtumfriedung liegenden Scalettafriedhof (heute Stadtpark) zu Grabe getragen.[36] Die endgültige Aufhebung der Friedhöfe bei St.Martin dürfte aber nicht unmittelbar danach erfolgt sein. Es ist anzunehmen, dass die auch damals übliche Pietätsruhe bei den unmittelbar zuvor noch am alten Ort Bestatteten eingehalten worden ist. Im Jahre 1556 erfahren wir von einem Brunnenbau auf dem Martinsplatz und bewegen uns damit wohl im zeitlichen Rahmen der endgültigen Aufgabe dieser Friedhöfe.[37] Auf dem «Planprospekt der Stadt Chur» schliesslich, einem um 1635 entstandenen Ölgemälde aus dem Schloss Knillenburg bei Meran, ist von den Friedhöfen und Bauten im heutigen Platzbereich nichts mehr zu sehen.

Manuel Janosa

[36] Vgl. Poeschel Erwin, wie Anm. 14, S.287–288.

[37] Zum Martinsbrunnen vgl. Poeschel Erwin, wie Anm. 14, S.34–35. – Schmid Maria Luisa: Die Brunnen der Churer Altstadt, Chur 1987, S.45–52. – Zur Aufhebung der Friedhöfe vgl. Rekonstruktionsversuch in JHGG 1995, S.87.

Luven 1996, evangelische Kirche (St. Stefan und St. Florinus)

Anlass und Aufwand der Untersuchungen:

Anlässlich der Innenrestaurierung der Kirche wurde der Archäologische Dienst Graubünden (ADG) durch den Architekten Bruno Indergand benachrichtigt, dass baugeschichtlich interessante Befunde zum Vorschein gekommen seien.

Als Resultat einer Begehung am 15. April 1996 wurde beschlossen, dass der ADG die freiliegenden Befunde dokumentiert. Auf weitere Untersuchungen wurde im Interesse der Substanzerhaltung verzichtet. Da bei der Aussenrestaurierung die Notwendigkeit der Dokumentation dort zweifellos vorhandener Befunde nicht erkannt wurde, machten weitergehende Eingriffe im Innern wenig Sinn. Bei allfälligen Bodeneingriffen dürften jedoch wesentliche Informationen erwartet werden, aus diesem Grund ist die Situierung der erfassten Baunähte von Bedeutung.

Die Befunde wurden in drei Wandansichten und einem Grundriss eingezeichnet.

In diesem Bericht sind die Ergebnisse zusammenfassend in einem kolorierten Grundrissplan (Abb. 23) dargestellt, wobei die Farben die einzelnen Bauphasen bezeichnen. Im Bericht wird auf diese Farben Bezug genommen.

Situation:

Die Restauratoren der Firma Joos, Andeer, hatten mit Freilegungsarbeiten und dem Öffnen verschiedener Risse im Innern der Kirche Befunde freigelegt, welche baugeschichtliche Informationen aufwiesen und neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Kirche erbringen.

Die Kirche war aussen fertig restauriert und neu gestrichen (Abb. 22), im untersten Mauerbereich (ca. 1–1.20 m hoch) wurde offenbar der Verputz abgeschlagen und erneuert. Leider waren wir zu diesem Zeitpunkt nicht über die Renovationsarbeiten orientiert und deshalb nicht an Ort; die im Innern erfassten Elemente rufen Fragen auf, welche durch Beobachtungen an den Aussenfassaden wohl teilweise geklärt worden wären. Dasselbe gilt für den Bereich des Dachraums.

Abb. 22: Luven, Evang. Kirche (St. Florian und Stefan); Ansicht von Nordwesten.

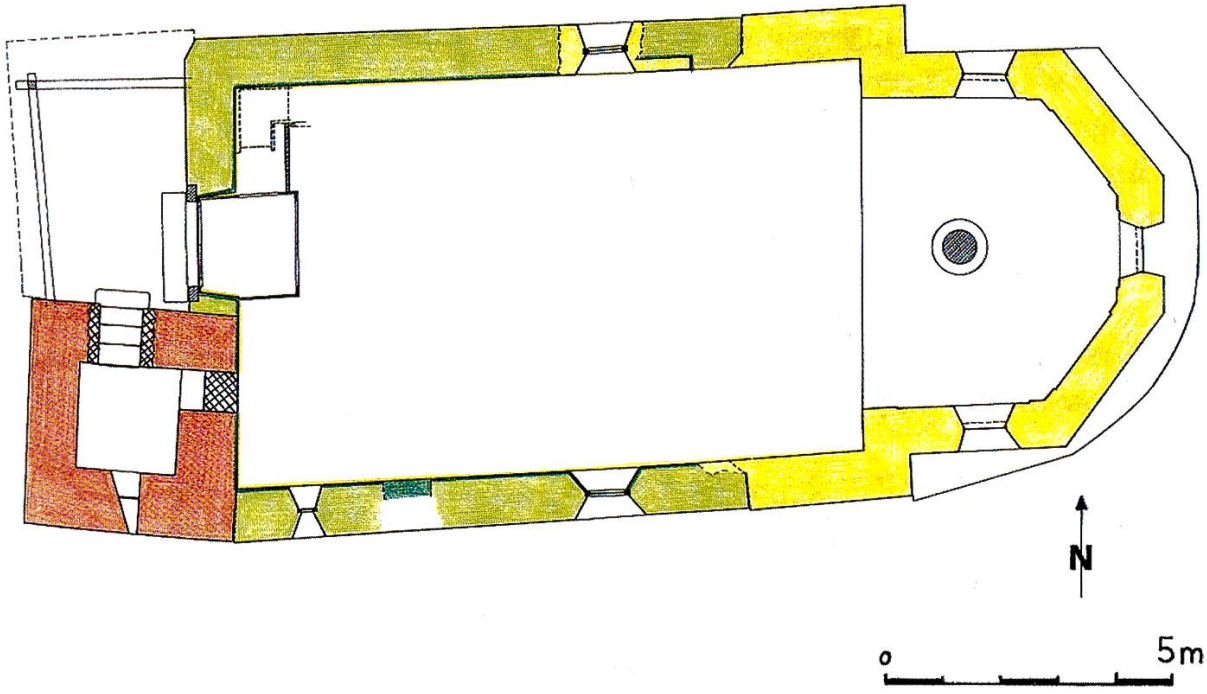


Abb. 23: Luven, Evang. Kirche (St. Florian und Stefan); Grundriss mit farbig dargestellten Bauphasen (s. Text).

Situation im Kircheninnern

Die aufgetretenen Risse wurden durch die Restauratoren aufgespitzt und teils etwas erweitert, um die Ausbesserungen gut verankern zu können. Im weiteren wurden barocke Inschriften unter jüngeren Anstrichen und Inschriften freigelegt. Diese barocken Inschriften wie auch die Malereien (dekorative Blumen- und Marmorierungsmalereien am barocken Kranzgesimse) wurden wiederhergestellt.

Die Restauratoren vermuteten bei den unter den barocken und neuzeitlichen Verputzen zum Vorschein gekommenen älteren Bauteilen, dass diese aus der Romanik stammen könnten. Dies wohl wegen der Form des Fensters in der Südmauer im Bereich der Empore. Sie erkannten Ähnlichkeiten zwischen den Mörteln des Turms und den erfassten älteren Schiffsmauern.

Befund und Interpretation

Vorbemerkungen

Der Turm ist romanisch zu datieren. Er wird von den ältesten Kirchenmauern vorausgesetzt. Diese verwenden die Turm-Ostaussenwand als «Gratiswand» im Bereich der SW-Ecke (s. Abb. 23). Die Schiffs-West- und Südmauern stossen an den Turm. Der Turm ist also, entgegen den wiederholt publizierten Aussagen,[38] nicht dem Schiff vorgesetzt. Bei einem ersten Augenschein gelangte man zur Auffassung, dass das Kirchenschiff bis an die bereits bei Poeschel erwähnte Baunaht ca. 2 m westlich des Chors *romanisch* datieren könnte (im Gegensatz zur Auffassung Poeschels) weil ein Fenster in der S-Wand (Emporenfenster) *romanisch* ausgebildet scheint.

[38] Poeschel Erwin, KdmGR VI, S. 85/86.

Stichworte zur Datierung

Im wesentlichen stammen die Datierungen von E. Poeschel.[39]
Tellotestament (765): St. Stephan
Karolingisches Urbar (831): königliche Eigenkirche
Hochmittelalter: Begräbnisstätte der Herren von Castelberg
Turm = romanisch
Um 1510–1520 durchgreifender Umbau des Schiffs (Fenster und Türformen)
1641 zwei neue Glocken
Um 1700 Vergrösserung der Kirche gegen Osten, evtl. erst 1774? (Auf einer Ansicht von Ilanz um 1720 ist zu erkennen, dass der Turm noch einen Spitzhelm trug). Zwiebelförmiger Helm wohl um 1774.
1857 und 1937 Renovationen.

Die Befunde im Einzelnen

Westwand

Im südlichen Teil der *romanische* Turm (rot), dessen Südostecke durch die bündig anstossende Schiffs-Südwand verdeckt ist. Von Norden stösst die Schiffs-Westwand bündig an seine Nord-Ost-Ecke. Der originale Turmzugang gegen Osten. Leider sind die Turmwände nicht derart frei, dass anhand von Ausbildungen am Turmmauerwerk auf die Lage einer älteren Kirche, also der Kirche, welche beim Bau des Turmes stand oder gleichzeitig gebaut wurde, geschlossen werden könnte. Im Dachbereich des Schiffs zeigt sich die Turm-Nordost-Ecke wie im Schiffsbereich als frei aufgemauert.[40] Die *gotischen* Schiffsmauern (hellgrün) stossen an die Ecken des Turmes. Sie ziehen hinter den barocken Gewölbeansätzen hoch. An der Westwand ist anhand einer Horizontalen, welche die Oberkante eines, das gotische Mauerwerk voraussetzenden, feinen, grauen Verputzes (dunkelgrün) darstellt, die ehemalige Höhe des Schiffsraumes zu erschliessen. An den Längswänden sind Stellen vorhanden, wo die gotische Mauer hinter dem barocken Gewölbe hochzieht und ebenfalls den feinen, grauen Verputz aufweist. Dieser Verputz ist auch am Turm fassbar.

Darüber setzt das *barocke* Mauerwerk mit dem dazugehörigen Bogenfenster auf. Dieses Mauerwerk ist mit einem Verputz verkleidet.

[39] s. Fussnote 38.
[40] S-W-Foto im Archiv der Denkmalpflege Graubünden (DPG).

Südwand

Im Westen die Ostfassade des *romanischen* Turms (rot), an welche die *gotische* Südmauer (hellgrün) stösst. Das *gotische* Masswerkfenster sitzt im originalen Baumörtel der gotischen Mauer. Ebenso ist das noch romanisch anmutende Fenster der Empore original in dieser Mauer erbaut. Die Tatsache, dass dieses Fenster sehr hoch angesetzt wurde, lässt die Vermutung aufkommen, dass bereits in der gotischen Phase eine Empore im Bereich der barocken Empore bestanden haben muss.

Unmittelbar vor der barocken Empore sind die Leibungen, Sims und Sturz eines weiteren Fensters?/Nische? fassbar geworden. Dieses Fenster(?) weist keine typisch gotische Ausprägung auf.

Zirka 1m östlich des östlichen Leibungsansatzes des gotischen Masswerkfensters besteht eine Vertikalfuge im Verputz. Diese Fuge ist gerade und entstammt nicht einem Ausbruch. Weitere 80 cm östlich davon konnte in einem tiefen Riss beobachtet werden, dass eine verputzte Fläche nach Süden verläuft. Die Situation ist derart, dass man den Eindruck hat, die Stirnfläche der gotischen Südmauer sei verputzt worden. Der Verputz (dunkelgrün) sitzt auf der gesamten gotischen Mauerfläche, der Leibung des Masswerkfensters und der Stirnfläche der Südmauer. Einzig bei einer Schräge im Bereich des barocken Emporenaufgangs scheint dieser Verputz nicht vorhanden; dies könnte ein weiteres Indiz dafür sein, dass beim Anbringen des Verputzes bereits ein Emporenaufgang und damit eine Empore bestanden hat. Mit Hilfe der Methode des Mörtelvergleichs glauben wir, die Zumauerung (dunkelgrün) des Fensters östlich der Empore mit der Verputzphase gleichsetzen zu können.

An die verputzte Stirnseite der Schiffs-Südmauer stösst von Osten die *barocke* Schiffs-Verlängerungsmauer (gelb), welche mit der Chormauer im Verband steht. Zwischen dieser Stossfuge und der Verputzfuge ist mit barockem Mauerwerk ein nur wenig tief gehender Ausbruch vermauert. Es macht den Anschein, an dieser Stelle sei ein gegen Norden abgehender Mauerteil (Einzug?/Zungenmauer?) beim barocken Umbau ausgebrochen worden.

Nordwand

Im Westen die *gotische* Nordmauer (hellgrün), welche hinter dem *barocken* Gewölbe über dem barocken Kranzgesimse weiter hochzieht und durchwegs den feinen, grauen Verputz (dunkelgrün) trägt. Östlich des Masswerkfensters weitere Reste des gotischen Mauerwerks mit dem feinen grauen Verputz. Knapp unter dem barocken Kranzgesims der Bogen einer im *gotischen* Mauerwerk gebauten Nische. Die östliche Leibung der Nische ist noch erhalten. In der oberen

Nischenecke zeigt sich die Nischenwand rechtwinklig zur Nordwand, an einer tiefer gelegenen Stelle scheint die Nischenwand allerdings eher diagonal zu verlaufen (Fase?), die scharfkantige Ausbildung fehlt dort. Der Verputz (dunkelgrün) bricht auf der Flucht der Nischenwand ab, d.h. er ist östlich der Nische nicht mehr auf dem gotischen Mauerwerk vorhanden. Ca. 90 cm östlich der Nischenleibung zeigt sich dasselbe Bild wie bei der Südmauer: Die Stirnseite der Nordmauer zeigt eine Verputzfläche mit demselben feinen, grauen Verputz (dunkelgrün) wie an der Wandfläche. Dieser lässt sich rund 60 cm tief in die Mauer hinein verfolgen. Im Ansatz ist eine gut ausgeprägte, ca. 30 cm breite Fase zu erfassen. Zwischen der Fase (im Übergang zur Wandfläche) und der Nischenleibung fehlt der Verputz wie bei der Südmauer.

Der *barocke* Mauermörtel baut die Schiffsverlängerung im Verband mit dem barocken Chor. Er vermauert die gotische Mauernische und setzt gleichzeitig ein gotisches Masswerkfenster in einen Ausbruch in der Nordmauer. Der barocke Verputz überzieht die ganze Wandfläche.

Zusammenfassung in chronologischer Reihenfolge
(s. Abb. 23)

Romanik (rot)

Der Romanik ist bislang einzig der Turm zuzuweisen. Originaler Zugang von Osten. Dies könnte ein Hinweis auf den Standort einer älteren zugehörigen Kirche sein.

Gotik (hellgrün, um 1500)

Der ganze Schiffsbereich bis an die deutlichen Baunähte der barocken Schiffsverlängerung scheinen einer einheitlichen Bauphase zu entstammen. Anhand des Masswerkfensters dürfte der gotische Bau damit identifiziert sein (um 1500). Über die Westwand ist die Höhe der gotischen Decke (offenbar Flachdecke) eruierbar. Die Nordwand zeigt keine Fenster. In der Südwand ein Masswerkfenster. Östlich der barocken Empore ein zugemauertes Fenster in romanischer Manier, im Emporenbereich ein kleines Fenster mit Rundbogenabschluss. Diese zwei Fenster könnten vermuten lassen, dass in der Südwand allenfalls älteres (romanisches?) Mauerwerk enthalten sei. Anhand des Mauermörtels glauben wir jedoch an die Einheitlichkeit des ganzen Mauerteils. In der Nordwand eine Nische mit nicht interpretierbarer Ausbildung. Im östlichsten Bereich der Schiffswände weisen gerade, vertikale Verputzlinien auf verlorene, in den Schiffsbereich ragende

Bauteile hin. Unmittelbar östlich dieser verlorenen Bauteile muss sich der Kirchenraum beidseitig erweitert haben. Sowohl an der Süd- wie an der Nordwand laufen verputzte Flächen nach aussen. An der Nordwand hat sich dazu eine 30 cm breite Fase erhalten. Diese Bauelemente sind ohne weitere Untersuchungen kaum zu verstehen. Allenfalls hängt die daraus resultierende Bauform mit im gotischen Bau übernommenen, von Vorgängerbauten stammenden Resten zusammen. Zu denken ist vielleicht auch an ein Querschiff. Gerade in diesem Bereiche hätten bei der Aussenrestaurierung wichtige Informationen aufgezeichnet werden können.

Die Lage des romanisch anmutenden Emporenfensters sowie die Verputzfehlstellen der jüngeren Umbauphase lassen vermuten, dass bereits in dieser Zeit eine Empore bestanden hat.

Verputzphase (dunkelgrün)

An allen Stellen, wo gotisches Mauerwerk zu erkennen war, konnte ein feiner, grauer Innenverputz beobachtet werden. Die Zumauerung eines Fensters in der Südmauer, welche offenbar mit demselben Mörtel ausgeführt worden ist, zeigt, dass es sich dabei um eine eigentliche Umbauphase handeln dürfte.

Barock (gelb, 1774)

Eine Verlängerung(?) des Schiffs respektive die gesamte Erneuerung des östlichen Kirchenteils mit einer Aufhöhung des Schiffs, welche mit dem Einbau einer Gewölbetonne zusammenhängt, führte zum heutigen Zustand der Kirche. In die Nordwand wurde ein wiederverwendetes gotisches Masswerkfenster eingebaut, welches aus dem abgerissenen Chor stammen dürfte. Die Empore in der heutigen Form entstammt ebenfalls dieser Bauperiode. Die von den Restauratoren freigelegten Inschriften, u.a. mit einem Datum 1774, setzen den barocken Verputz voraus und dürften dieser Bauperiode angehören.

Jüngere Bauelemente

Nicht speziell untersucht wurden die Befunde, welche jünger als der barocke Umbau datieren. Neben verschiedenen Anstricherneuerungen und Inschriften, welche zwischen die Bauphase des Barock und die Renovierungsphase von 1937 zu datieren sind, gehört auch eine Erhöhung des Bodenniveaus. Erst 1937 wurde offenbar der originale Turmzugang zugemauert und durch eine Türe an der Nordseite des Turmes ersetzt.

Glocken

Gemäss Poeschel[41] befinden sich im Turm zwei Glocken von 1641, die grössere mit DP signiert, beide vom gleichen Glockengiesser. Nach unseren Beobachtungen hängen aber heute zwei Glocken von 1961, gegossen von der Glockengiesserei *Rüetschi, Aarau,* und eine Glocke von 1870, gegossen von *Jakob Keller,* Zürich, im Glockenstuhl. Im 1. Podest des Turmes befindet sich eine Glocke von 1641, die kleinere der bei Poeschel erwähnten Glocken.
1961 mussten die Glocken ersetzt werden. Dabei sollte die grössere der Glocken zur Wiederverwendung eingeschmolzen werden. Da diese zwei Glocken offenbar die einzigen des mit *DP* signierten Meisters in Graubünden sind, wollte das Rätische Museum die signierte Glocke erwerben. Mangels eigener Finanzen wurden Landeslotteriegelder dafür verwendet.

Arthur Gredig

[41] siehe Fussnote 38.

Kurzberichte

Cumbel, Kapelle Sogn Murezi LK 1214, 734 930/177 330, 1067 m ü. M.

Im Frühjahr 1996 musste der Archäologische Dienst Graubünden an der Aussenseite der Kapelle Sogn Murezi[42] in Cumbel eine kleine Sondierung vornehmen. Dabei galt es, eventuell vorhandene Reste der ehemaligen Sakristei, welche vermutlich bei der Restaurierung von 1935 abgebrochen wurde, zu erfassen. Mit zwei Sondierschnitten konnte der Grundriss der Sakristei einwandfrei erfasst werden. Die untersten Steinlagen des Fundamentes (Trockenmauer) waren noch erhalten. Die Innenmasse der Sakristei betrug also 2.00 × 2.30 m (Abb. 24). Unter dem Zementverputz der Südaussenwand konnten die Mauerfugen der zugemauerten Sakristeitüre freigelegt werden. Diese Unterlagen wurden vom Architekten für eine Kostenberechnung für den möglichen Neuaufbau der Sakristei benötigt.

A.D.

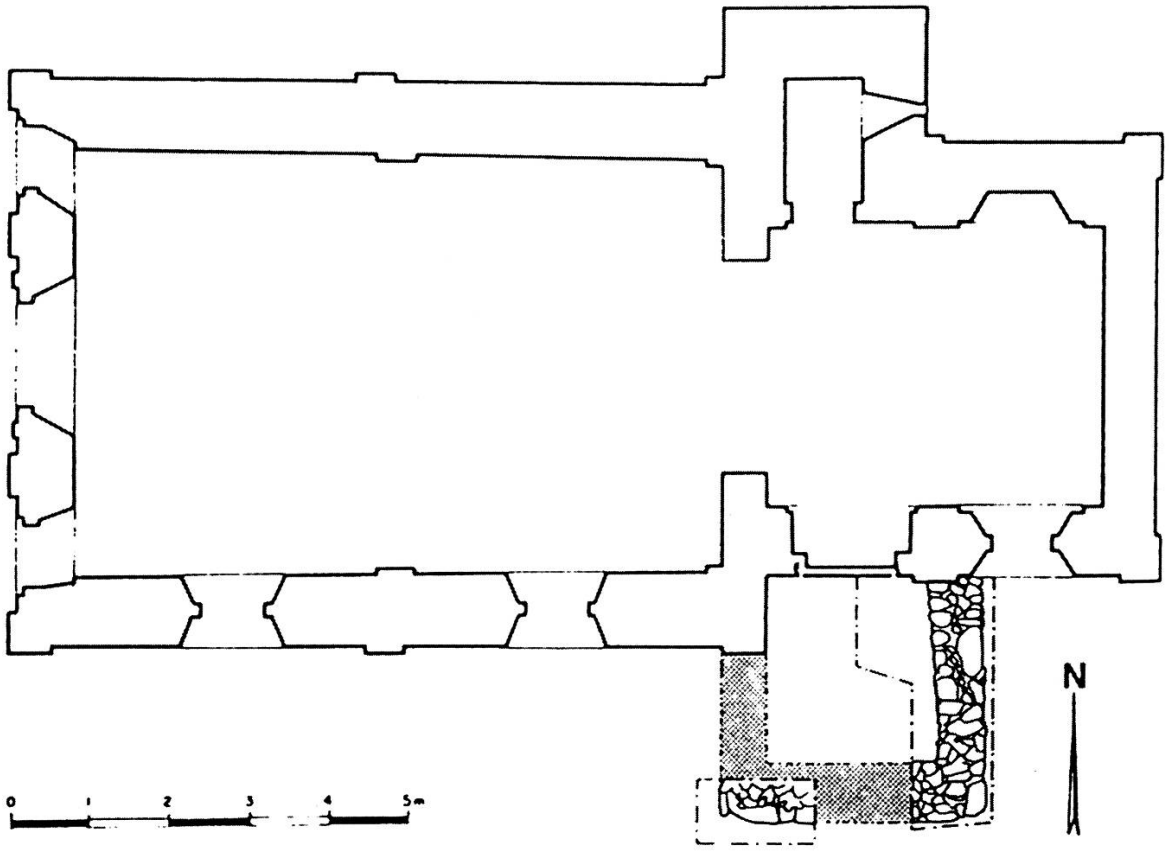


Abb. 24: Cumbel, Kapelle Sogn Murezi 1996; Grundriss mit Sakristeianbau.

[42] Eine «ecclesia St. Mauriti» erscheint urkundlich erstmals im karolingischen Urbar.

Domat/Ems, Wohnhaus En Streia 4 LK 1195, 753 470/189 241, 582 m ü. M.

Dass in Domat/Ems im Bereich des Kirchhügels und dessen näherer Umgebung mit ur- und frühgeschichtlichen Siedlungsresten zu rechnen ist, haben bereits frühere Untersuchungen, zuletzt 1983/84 an der Via Nova 69, gezeigt.[43] Im Herbst 1996 wurde der ADG auf einen für den Frühling 1997 geplanten Hausneubau an der Gasse En Streia, am südlichen Fusse des Friedhofhügels, aufmerksam gemacht. Da das bestehende Gebäude vollständig abgerissen und für den Neubau eine Baugrube ausgehoben werden sollte, waren archäologische Abklärungen erforderlich. Die im Innern des Wohnhauses durchgeführte Sondierung erbrachte denn auch den Nachweis von prähistorischen Befunden. In der Grabungskampagne vom 27. November 1996–18. März 1997 konnten die vom Bauvorhaben tangierten Bereiche untersucht werden.

Das Haus in der Gasse En Streia, ein Bau aus der frühen Neuzeit, war im westlichen Teil unterkellert. Urgeschichtliche Befunde waren dort nicht mehr zu finden, da der Kellerboden bis auf den anstehenden Kies abgetieft worden war.

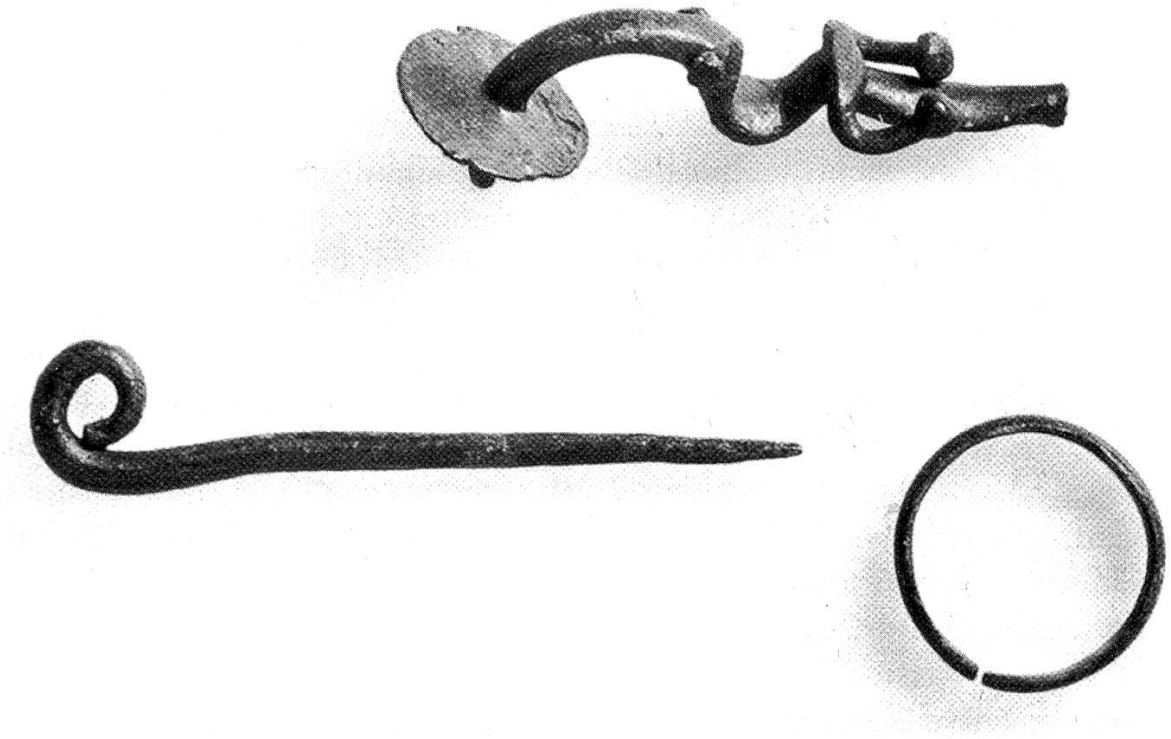


Abb. 25: Domat/Ems, En Streia 4; Bronzefunde aus der eisenzeitlichen Schicht. 1 Ringlein; 2 Nadel; 3 Hörnchenfibel. Mst. 1:1.

[43] Rageth Jürg: Spätbronzezeitliche Siedlungsreste aus Domat/Ems in: BM 9/10, 1985, S. 269–304.

Im östlichen Hausbereich konnten hingegen unter dem Betonboden Siedlungsschichten, Gruben sowie Pfostenlöcher von Hausbauten der spätrömischen Epoche (4. Jh. n. Chr.), der Eisenzeit (6./5. Jh. v. Chr.) und der Spätbronzezeit (13.–11. Jh. v. Chr.) weitgehend intakt angetroffen werden. Im nördlich anschliessenden Garten war die Schichtabfolge von der Spätbronzezeit bis zur Gegenwart noch in einer Mächtigkeit von 2 Metern erhalten. Neben den ur- und frühgeschichtlichen Befunden konnten dort zusätzlich Baustrukturen des Spätmittelalters aufgedeckt werden. Die kleine Grabungsfläche, insgesamt etwa 40 m², erlaubte es nicht, Hausgrundrisse in ihrer gesamten Ausdehnung zu erfassen. Anhand der Befunde darf aber als sicher gelten, dass wir uns für die verschiedenen Epochen im eigentlichen Siedlungsareal befinden.

Die Ausbeute an Funden – Geschirrkeramik, gebrannter Lehm der Hauswände, Knochenabfälle und einige wenige Bronzen – war in der spätbronzezeitlichen Siedlungsschicht am grössten. Von der eisenzeitlichen Phase war auffälligerweise deutlich weniger Material erhalten. Dies könnte mit einer nur kurzfristigen Besiedlung des Ortes, die ohne Dorfbrand endete, zusammenhängen. Eine sog. Hörnchenfibel, eine für den oberitalienisch/südschweizerischen Raum typische Gewandschliesse, erlaubt eine Datierung ins 6./5. Jh. v. Chr. (Abb. 25). Charakteristisch für die spätrömische Zeit ist das überaus ärmliche Fundinventar. Neben mehreren Gefässfragmenten aus Lavez weist eine grün glasierte Keramikscherbe ins 4. Jh. n. Chr. Aus den jüngeren Siedlungsbefunden, einem einfachen Pfostenbau mit einem Lehmboden, der von einer Brandschicht bedeckt ist, konnten keine Funde geborgen werden. Da der Bau jedoch durch den Keller der frühen Neuzeit gestört war, ist ein hochmittelalterlicher Zeitansatz wahrscheinlich.

M. S.

Donath, Bot Git LK 1235, 752 250/166 100, ca. 1045 m ü. M.

Im Spätherbst 1996 wurde von privater Seite dem ADG ein Grabfund in Donath gemeldet.

Am westlichen Dorfeingang (wie bereits 1989), in der bergseitigen Böschung der Strasse nach Casti-Wergenstein, wurde bei Bauarbeiten für eine PTT-Leitung, ein Grab angeschnitten.

Das Grab, nur im Profil sichtbar, war mit einer einfachen Steinumrandung versehen und mit einer grossen Steinplatte abgedeckt. Durch eine kleine Öffnung waren noch einige Knochenreste zu sehen. Das Grab schien mehr oder weniger geostet zu sein und lag ca. 50 cm tiefer als das heutige Strassenniveau.

Eine Freilegung war unmöglich, da einige Kubikmeter Strassenböschung abgetragen hätten werden müssen. Das Grab selbst bleibt hinter dem PTT-Schacht erhalten.

Eine genaue Datierung ist somit nicht gegeben; möglicherweise datiert es aber ins Frühmittelalter.

A. D.

Marmorera 1996, Scalotta, Quartiererschliessung «Fora Vea»
LK 1256, 768 000/ 153 670, ca. 1590 m ü. M.

Ungeplante Notgrabung in einer Archäologiezone (Quartiererschliessung und Überbauung ohne vorangehende Meldung). Beobachtet wurde ein Areal in der Grösse von ca. 600 m^2. Die Grabung wurde parallel mit den Bautätigkeiten zwischen dem 16. September und dem 19. Oktober 1996 durchgeführt (vgl. Abb. 26). Mitarbeiter des ADG beobachteten Bautätigkeiten im Bereich einer Archäologiezone. Die daraufhin angesetzte Notgrabung konzentrierte sich vorwiegend auf die Beobachtung und Dokumentation der Profile von Leitungsgräben und Strassentrassee sowie den Frostriegelgräben der ersten Quartierbaute. Die Befunde schliessen unmittelbar an die bereits 1974 beobachteten kohlehaltigen «Gruben» an.[44] Es zeigt sich, dass diese «Gruben» Bestandteil einer Schlackenhalde sind und durch sekundäre Störungen im damals erfassten Profil als Gruben in Erscheinung traten. Die erfasste Schlackenhalde steht direkt über Schwemmsandablagerungen der Julia/Gelgia an. Sie wurde teils durch mäandrierende Flussarme tangiert. Die massivsten Störungen der Schlackenhalde stehen im Zusammenhang mit den Kraftwerksbauten in den 50er Jahren.

Die Schlackenhalde weist eine maximale Stärke von 35 cm auf. In ihrem untersten Bereich besteht sie aus schwarzem, stark holzkohlehaltigem Material von bis 12 cm Stärke. Bei den Schlacken in dieser Schicht fällt der hohe Anteil tropfenförmiger Schlacken auf. Die Schicht erbrachte auch Keramikfragmente, welche vermutlich von Tondüsen stammen. Die eigentliche Schlackenschicht liegt darüber und weist eine Stärke von max. 20 cm auf wobei die ursprüngliche Maximalstärke durch die erwähnten Eingriffe der 50er Jahre zerstört wurde. Sie ist ebenfalls schwärzlich und mit Holzkohle durchsetzt. Ihr Hauptbestandteil besteht aus kleingeschlagenen Plattenschlacken. In ihrem oberen Bereich ist die Schicht mit moorigem Humus durchsetzt. Dieser bildet eine eigene Schicht über der Schlackenhalde.

[44] Publikationen zur Fundstelle: HA 8/1977 – 29/30, 58–62; JbSGUF 59, 1976, 244; JbSGUF 71, 1988, 288. Dieser Kurzbericht wird zudem publiziert in JbSGUF 80, 1997.

Zur Datierung wurden Proben von Holzkohle entnommen, welche jedoch noch nicht analysiert wurden. Vorerst möchten wir die Schlackenschicht am ehesten als latènezeitlich interpretieren.

A. G.

Abb. 26: Marmorera 1996, Scalotta, Quartiererschliessung «Fora Vea»; Übersicht des neu erschlossenen Quartiers während der Bauarbeiten.

Paspels, Dusch, Parzelle 446/448 LK 1215, 753 740/180/220, ca. 878 m ü. M.

Beim Aushub eines Trockenlegungsgrabens östlich des im Umbau befindlichen Hauses wurden durch die Arbeiter der Baufirma menschliche Knochen entdeckt.

Unsere Untersuchungen an der stark gestörten Situation zeigten folgende Situation:

Es waren zwei Skelette vorhanden. Die Reste des einen Skelettes, nämlich das rechte Bein ab dem Knie und das linke Bein ab dem Oberschenkel, befand sich noch in situ. Dabei handelte es sich um die Überreste eines erwachsenen Individuums, welches in gestreckter Rückenlage in Ost-West-Richtung, Blickrichtung Ost bestattet war. Bei dieser Bestattung handelte es sich um eine eigentliche *Nach- oder Zweitbestattung*, indem nämlich die Knochen einer älteren Bestattung säuberlich im Fussbereich der Zweitbestattung, unter dessen Fussknochen deponiert worden waren. Beigaben konnten nicht beobachtet werden.

Es stellte sich die Frage, ob diese Bestattungen Teil eines Friedhofs waren. Nun zeigte sich die Situation derart, dass das zweite Individuum eindeutig in derselben Grabgrube wie das ältere, im Fussbereich des zweiten deponierten Skelettes bestattet worden ist. Im weiteren Umfeld konnten auch keine weiteren Skelette oder Grabgruben mehr beobachtet werden.

Zur Datierung der Bestattungen konnten keinerlei Anhaltspunkte ermittelt werden. Dies lag vorwiegend in der topographischen Situation respektive dem damit zusammenhängenden Vorgehen der Baufirma. Um nämlich den Trockenlegungsgraben auf die benötigte Tiefe ausheben zu können, wurde vorgängig im Steilhang ein Trassee geschaffen, indem der Fussweg, welcher unmittelbar hinter dem Haus vorbei zur Kapelle führte, abgegraben wurde. Durch diese Vorgehen wurden sämtliche Schichten, sowohl Schichten, welche im Zusammenhang mit dem Bau des Hauses standen, wie auch Ausgangsniveaux zu den Bestattungen, vollständig entfernt.

Es war also nicht zu klären, ob die Bestattungen nach dem Bau des Hauses erfolgten oder älter als dieses zu datieren sind.

Im Zusammenhang mit dem Befund der Zweitbestattung ist davon auszugehen, dass zwischen diesen beiden Bestattungen kein grosser Zeitraum lag. Bei der Zweitbestattung war offenbar die Lage des ersten Grabes noch bekannt. Am ehesten ist an eine familiäre Beziehung zwischen den beiden Bestatteten zu denken.

A.G.

Ruschein, Pleun da Buora LK 1194, 733 670/182 890, ca. 1177 m ü. M.

Am markanten Hügelkamm *Pleun da Buora* weist neben der Burgstelle *Frauenberg*[45] und der Pfarrkirche *St. Georg*[46] vor allem die grosse Anzahl an *Schalensteinen* auf die aussergewöhnliche Bedeutung dieses Ortes hin. Kleinere Ausgrabungen[47] zeigten bereits früher, dass aus praktisch allen in Graubünden ver-

[45] Clavadetscher/Meyer: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, S. 88/89.

[46] KdmGR IV, S. 91.

[47] Zürcher Andreas C.: Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums 37, Chur 1982, S. 36.

tretenen Kulturepochen hier Relikte vorhanden sind. Aus diesem Grund ist der ganze Hügel als *archäologische Schutzzone* bezeichnet worden, um Zerstörungen zu verhindern.

Auf Antrag der *Viehzuchtgenossenschaft für Schottische Hochlandrinder* wurde mittels eines *BAB-Verfahrens* (Bauten ausserhalb der Bauzonen) der Bau eines Unterstands für die Rinder bewilligt. Von Seite des ADG wurde diesem Vorhaben zugestimmt, da die geplanten Eingriffe recht klein schienen und keine Terrainveränderungen geplant waren. Es sollten zwölf Pfosten von ca. 25 cm Durchmesser als Träger des Unterstandes in den Boden gesetzt werden. Die Bauarbeiten sollten durch den ADG überwacht werden.

Am 28. Oktober 1996 wurden die zwölf Löcher für die Pfosten mit einem Kleinbagger ausgehoben. Dies führte im schlimmsten Fall zu einer Baugrubengrösse von 2×2 m! für einen einzelnen Pfosten. Zusammengenommen sind dies Störungen von rund 34 m².

In sieben Baugruben konnten eindeutig Kulturschichten festgestellt werden, welche neben starkem Holzkohlevorkommen immer wieder *Keramik* wohl aus der *Mittelbronzezeit* enthielten. Weitere drei Baugruben zeigten zumindest Holzkohlevorkommen, während in zwei Baugruben keinerlei Merkmale von Kulturschichten zu beobachten waren.

Es zeigte sich, dass in den zurückhaltend bezeichneten *Schutzzonen* eine restriktive Bewilligungspraxis bezüglich Ausnahmen im Interesse der archäologischen Substanz nötig ist.

A.G.

Sils i. D., Burganlage Hohenrätien LK 1215, 753 400/173 125, 947 m ü. M.

Im Juni 1996 wurde durch den Besitzer der Burg Hohenrätien zur Freilegung und Sanierung der südöstlichen Umfassungsmauer auf einer Fläche von etwa 20 m² Erdmaterial bis in eine Tiefe von 1 m abgetragen. Da im gesamten mittelalterlichen Burgareal mit älteren, ur-und frühgeschichtlichen Besiedlungsresten zu rechnen ist, war ein Augenschein durch den ADG notwendig. Im Erdprofil konnte denn auch der Stumpf einer von SE nach NW verlaufenden, ca. 70 cm breiten Mauer freigelegt werden. Ob sie zu mittelalterlichen oder älteren Gebäuderesten gehört, konnte nicht geklärt werden. Einerseits waren die Schichten zwischen der mittelalterlichen Umfassungsmauer und dem Mauerstumpf durch die Erdarbeiten gekappt, andererseits wurde auf dessen grossflächige Freilegung verzichtet, da keine weiteren Bodeneingriffe geplant waren. Aus der an den Mauerstumpf stossenden, stark humosen Schicht konnten neben Abbruchschutt der Mauer Lavezfragmente, ein grün glasiertes, spätrömisches Keramikstück, aber auch

urgeschichtliche Scherben geborgen werden. Dies lässt auf die Umlagerung von unterschiedlich alten Kulturschichten nach dem Abgang der freigelegten Gebäudemauer schliessen.

Bei den Sanierungsarbeiten an der südwestlichen Umfassungsmauer des Hauptturmes waren keine Bodeneingriffe notwendig. Bei deren näherer Untersuchung konnten jedoch noch zwei unterschiedliche Bauphasen ausgeschieden werden.

Für die folgenden Jahre sind weitere Sanierungsarbeiten an Mauerteilen des Burgkomplexes geplant, die durch den ADG überwacht werden sollen.

M. S.

Silvaplana/Surlej 1996, Via Ruinas LK 1257, 782 100/147 900, ca. 1800 m ü. M.

Ein Bauvorhaben im ehemaligen Dorfkern von Surlej veranlasste den Archäologischen Dienst Graubünden, den Bauplatz archäologisch zu untersuchen. Die Grabung begann am 14. August und musste wegen des frühen Wintereinbruchs am 14. November eingestellt werden. Sie förderte die Grundmauern eines Wohnhauses und zweier Ställe zu Tage. Es handelt sich dabei um Gebäude, die der Rüfenkatastrophe (Schlammlawine) von 1793 zum Opfer fielen. Da einzelne Detailuntersuchungen und die dendrochronologischen Analysen noch ausstehen, werden die Ergebnisse der Grabung erst im nächsten Jahresbericht ausführlich vorgestellt.

A. L.

Soglio 1996, Haus Nr. 65 LK 1276, 761 740/134 430, ca. 1095 m ü. M.

Geplante Notgrabung in den Kellerräumen eines zum Abbruch vorgesehenen Hauses. Zwischen dem 20. Mai und dem 13. Juni 1996 wurde der etwa 40 m² umfassende Bereich untersucht.

Wenige Meter neben einem bereits 1993 untersuchten Kellerraum[48] bestand das Projekt, ein älteres Bauernhaus (Datierung *1541* auf dem steinernen Türsturz) abzubrechen, um einem Neubau Platz zu schaffen. Beim Bau des Hauses von 1541 wurde ein Bauniveau planiert, welches verschiedene ältere Strukturen tangierte. Neben Befunden, welche zum aktuell bestehenden Haus Informationen

[48] JbSGUF 77, 1994, 210; JHGG 1993, 127. Dieser Kurzbericht wird zudem publiziert in JbSGUF 80, 1997.

erbrachten, erhielten sich noch Fundamentreste mittelalterlicher Vorgängerbauten und auch ur- und frühgeschichtliche Straten.

Eine schwarze, steinig-humose Schicht entspricht am ehesten der 1993 im Nachbarhaus erfassten Kulturschicht mit römischen Artefakten. Diese Schicht verfüllt auch grubenartige Vertiefungen in den älteren Schichten und dem gewachsenen Terrain. Sie überlagert zudem ein Schichtenpaket, welches direkt über dem natürlich gewachsenen Material liegt und nach oben zunehmend stärkeren Humusanteil enthält. Ausgehend von diesen humosen Schichten sind verschiedene Gruben mit Holzkohleablagerungen festzustellen (Abb. 27), deren Verfüllungen aber fundleer sind. Das Schichtpaket erbrachte etwas Keramik, welche vermutlich eisenzeitlich datiert werden kann. Verzierungen an einzelnen Fragmenten erinnern an bronzezeitliche Formen.

Im Gegensatz zu 1993 konnten in dieser Grabung eindeutig Befunde nachgewiesen werden. Diese weisen eine frühe Besiedlung der Sonnenterrasse von Soglio nach. *A.G.*

Abb. 27: Soglio 1996, Haus Nr. 65; Brandgrube.

Tumegl/Tomils, Sogn Murezi LK 1215, 738 080/181 060, 812 m ü.M.

Der Archäologische Dienst Graubünden führte vom Frühjahr bis Herbst 1996 in Tomils die zweite Grabungskampagne durch. Es wurde ausschliesslich ausserhalb des 1995 freigelegten Grundrisses der karolingischen Dreiapsidenkirche gegraben.[49] Dabei galt die ganze Aufmerksamkeit den 1995 angeschnittenen Mauern an der Südostseite der Kirche.

Um diese Mauern überhaupt freilegen zu können, mussten zuerst nicht weniger als 70 Gräber freigelegt und dokumentiert werden. Leider waren fast alle ohne Beigaben. Nur in drei Gräbern wurden eiserne Gürtelschnallen gefunden.

Unter dieser Gräberschicht, welche auch die Mauern des Nebengebäudes überlagerte, konnte eine mächtige Bauschuttschicht (Abbruchschutt der Kirche oder des Nebengebäudes) untersucht werden. Aus dieser Schicht konnten sehr viele Wandverputzstücke geborgen werden. Es sind kleine und kleinste, zum Teil bemalte Stücke. Eine figürliche Malerei ist aber (noch) nicht zu erkennen. Die letzten 30 cm dieser Schicht müssen noch abgebaut werden.

Hinter einer Quermauer des Nebengebäudes wurden zwei ganze Lavezgefässe (Abb. 28), nämlich ein Kelch und eine Schale, gefunden. Eine genaue Datierung dieser Gefässe ist zur Zeit noch nicht möglich, dafür müssen die dazugehörigen Schichten noch untersucht werden. Um das genaue Verhältnis Kirche/Nebengebäude, Zweck und Bedeutung des Gebäudes abzuklären, müssen noch alle Profilbrücken abgebaut und noch einige Abstiche vorgenommen werden.

Hingegen konnte der Gesamtgrundriss der Kirche erstmals ermittelt werden. Mit zwei gezielten Sondierschnitten im Bereich des Feldweges konnte die Abschlussmauer des Kirchenschiffes erfasst werden. Die Kirche ist also 12 Meter lang und 8 Meter breit. Dank dem persönlichen Einsatz von Kirchgemeindepräsident Othmar Caviezel und dem Entgegenkommen von Bauherr G. Sgier und der Kirchgemeinde Tomils konnten die interessanten Befunde vor einer Überbauung bewahrt werden.

Im Sommer 1997 gilt es nun, das ganze Nebengebäude freizulegen, um das Verhältnis Kirche zum Nebengebäude abzuklären.

A.D.

[49] Siehe JHGG 1995, S. 122–124.

Abb. 28: Tumegl/Tomils 1996; Kelch und Schale aus Lavezstein.

Untervaz, Hintergasse 42 LK 1175, 759 460/199 440, ca. 580 m ü. M.

Beim Aushub eines Fundamentgrabens zum Bau einer Trennmauer im Keller des Hauses, wurden von Arbeitern der Baufirma Schädel und Oberkörperknochen eines Skelettes gefunden. Die durch den Graben tangierten Teile der Bestattung waren bei unserem Eintreffen vollständig zerstört, die Knochen lagen frei im Keller. Anhand der unter dem Mauerfundament durchziehenden Beinknochen, welche nicht geborgen werden konnten, war zu erkennen, dass die Bestattung in einer im Bachgeschiebe eingetieften Grabgrube in Ost-Westrichtung, Blickrichtung Osten, in gestreckter Rückenlage erfolgte. Es konnten keine Beigaben beobachtet werden. Die Knochen stammten von einem erwachsenen Individuum. Die Bestattung muss älter datieren, als das Wohnhaus, da die Beinknochen unversehrt unter dem Fundament durchzogen. Das Fundament des Hauses verlief nur knapp über diesen Knochen, ebenso das erdige Trampelniveau des Kellers. Das mehrmals stark umgebaute Haus datiert frühestens ins 16./17. Jh. Die Bestattung dürfte demnach nicht jünger sein. Vorläufig möchten wir von einem Einzelgrab sprechen, im Bachgeschiebe im Bereich des Kellers zeigten sich keine weiteren Grabgruben. Allerdings sollen beim Bau der Kanalisation in den 30er Jahren in der Vordergasse Gräber in unmittelbarere Nähe entdeckt worden sein.

A.G.

Uors, Peiden Dorf, Mühle LK 1214, 734 360/175 960, ca. 960 m ü. M.

Anlässlich der Korrektur der Peidenerbachbrücke im Lugnez musste der östliche Teil des Ruinenkomplexes der früheren Mühle archäologisch untersucht werden. Da das Gebäude etwa im Jahre 1960 niedergerissen worden ist, konnte nur noch das Erdgeschoss ausgegraben werden. Als wichtigste Resultate konnten eine ältere Bauphase aus Kalkmörtel mit einem oder zwei Umbauten und eine jüngere Bauphase aus Beton und Zement mit einem Umbau unterschieden werden. Wie aus einer Photographie von ca. 1920 hervorgeht, bestand nur das Erdgeschoss aus festen Steinmauern. Der Rest wurde mit einem Holzstrick gezimmert.

Das Erdgeschoss wurde durch eine Innenmauer in zwei Räume geteilt. Im östlichen Raum wurde mit der letzten Bauphase eine Schmiedewerkstatt eingerichtet. Dabei wurde aus Feuerschutzgründen ein Teil des Holzbodens vor allem im Bereich der Esse durch Steinplatten ersetzt. Die geborgenen Funde stammen vor allem aus dieser Zeit. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Schmiedwerkzeuge und -abfall. Schmiedehandwerkliche Erzeugnisse kamen nur vereinzelt zum Vorschein.

Der älteste Plan der Mühle stammt aus dem Jahre 1887. Ein weiterer wurde im Jahre 1897 erstellt. Aus diesen geht hervor, dass der Mühlekomplex aus drei Gebäuden bestand.

Die Frage der Datierung bleibt unklar. Sicher ist nur, dass das Gebäude bis nach der Hälfte des 20.Jahrhunderts bestanden hatte. Da die älteren Schichten praktisch weg waren, ist unsicher, wann das Gebäude erstellt worden ist. Doch ist anzunehmen, dass es kaum älter als etwa 1800 ist.

B. Ca.

Abkürzungen

ADG	Archäologischer Dienst Graubünden
AiGR	Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Festschrift zum 25- jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden, Chur 1992
ASA	Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde
BM	Bündner Monatsblatt
BUB	Bündner Urkundenbuch
CD	Codex Diplomaticus
HA	Helvetia Archaeologica
JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
JHGG	Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
KdmGR	Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bände 1–7, Basel 1937–1948
SGUF	Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
Stadt AC	Stadtarchiv Chur
StAGR	Staatsarchiv Graubünden, Chur
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

Vorwort des Denkmalpflegers

Unter dem Titel «Churer Altstadt im Wandel» ist im November 1996 in der Stadtgalerie Chur eine Ausstellung zur Stadtentwicklung der vergangenen 36 Jahre gezeigt worden. Diese Ausstellung und die drei begleitenden Abendveranstaltungen in der Aula der Ingenieurschule HTL in Chur wurden vom Schweizerischen Werkbund (SWB), Ortsgruppe Chur, in Zusammenarbeit mit der Ingenieurschule HTL Chur veranstaltet. In erschreckender Deutlichkeit wurde dabei der Zustand der Altstadt und die Verbindlichkeit eines Rechtserlasses vor Augen geführt.

Nach massiven Abbrüchen am Martins- und Kornplatz in den frühen Sechzigern wurde im Jahre 1962 ein Altstadtgesetz vom Volk angenommen. Mit diesem Gesetz wurde aber nicht die gesamte historische Bausubstanz der Altstadt geschützt, bloss in der Zone A1 erfolgte ein integraler Schutz, der allerdings auch Renovationsmassnahmen zuliess. Die Zonen A2 und A3, mehr als zwei Drittel der Altstadt-Fläche, liessen und lassen sehr starke Substanzeingriffe bis zum Totalabbruch zu. In den beiden Zonen A2 und A3 gilt eher die Bewahrung eines idealen Erscheinungsbildes, statt die Erhaltung einer authentischen, geschichtlichen Bausubstanz. Die Imitation historischer Substanz durch «altstadtgerechte», anbiedernde Neubauten führte zu banalen und charakterlosen Plagiaten. Der tatsächliche Verlust an historischer Bausubstanz, die den Wert einer Altstadt ausmacht, wird dabei kaum augenfällig. Dieser schleichende Verlust wird daher erst erkannt und wahrgenommen, wenn es schon zu spät ist.

Die Arbeitsgruppe Churer Altstadt des Schweizerischen Werkbundes hat in sechs Thesen zur Churer Altstadt wichtige Grundsätze formuliert. Gefordert wird eine Überprüfung der Altstadtzonen. Die integrale Erhaltung der noch vorhandenen historischen Bausubstanz soll erreicht werden. Um diese Substanz zu erkennen, sind baugeschichtliche Dokumentationen notwendig, die jeweils vor der Erarbeitung von Renovationen oder Restaurierungen den planenden Architekten zur Verfügung stehen müssen. Was der Denkmalpfleger Alfred Wyss bereits vor 35 Jahren postulierte, nämlich die Erhaltung von möglichst viel historischer Bausubstanz, sollte auch heute noch das Hauptziel des Altstadtschutzes sein.

Die der Stadt Chur drohende Gefahr, mit dem Verlust der historischen Bauten Antlitz und Herz einer über Jahrhunderte gewachsenen Siedlung unwiederbringlich zu verlieren, droht allen Siedlungen unseres Kantons. Auch gute Baugesetze können eine fachmännische Betreuung und Baubegleitung nicht ersetzen. Bauberatung muss dabei beharrlich die historische Bausubstanz als Grundlage für unsere Identität und als Datenbank der Geschichte erhalten. Wo jedoch neu gebaut wird, soll die Bauberatung zeitgenössische, qualitätvolle Architektur fördern und Imitationen verhindern. Die Baubehörden unserer Stadt- und Landgemeinden tragen eine grosse Verantwortung für die historische und die zeitgenössische Baukultur, die nur in enger Zusammenarbeit mit Fachleuten der Architektur, Denkmalpflege und Bauforschung wahrgenommen werden kann.

Hans Rutishauser

Mitarbeiterspiegel

Bauberaterisch wurde die östliche Hälfte des Kantons wie bis anhin von Architekt Thomas F. Meyer, die westliche von Architekt Peter Mattli betreut, beide mit Unterstützung des Architekten Markus Grischott (Praktikant von 15.3.96 bis 14.3.97). Unverändert blieb auch das Bauforscherteam mit Augustin Carigiet als Leiter und Lieven Dobbelaere als Zeichner. Im administrativen Bereich waren Irina Killias, Hauptsekretärin und Betreuerin der Lehrtochter Nadja Gadient (ab 1.8.1996) sowie teilzeitlich Anni Disch tätig. In der GIS-Abteilung unter der Leitung von Marc Antoni Nay bearbeiteten teilzeitlich Norbert Danuser (20%) und Marlene Kunz (20%) das Projekt «Bauten ausserhalb des Dorfgebietes (BAD)». In der raumplanerischen Siedlungspflege samt Inventarisation arbeiteten unter Leitung des Adjunkten Diego Giovanoli teilzeitlich Marc Antoni Nay und Ladina Ribi. Zur täglichen Arbeit gehört darüber hinaus die Bearbeitung von Vernehmlassungen, die Beantwortung von Anfragen und die Ausfertigung der Beitrags- und Unterschutzstellungsanträge zuhanden der Regierung, des Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartementes und der zugewandten Bundesstellen für Denkmalpflege, Heimatschutz und Kulturgüterschutz.

Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1996

Verzeichnis der abgeschlossenen Baubegleitungen

Gesamtrestaurierungen

Sakralbauten: Cauco, Beinhaus; Feldis/Veulden, evangelische Kirche; Medel/Lucmagn, Kapelle S. Gion; Poschiavo-Pagnoncini, Bildkapelle; Poschiavo-Selva, kath. Kirche S. Sebastiano e S. Sinforosa; Roveredo-San Fedele, Kapelle Pianezzo.

Profanbauten: Alvaneu, Waschhaus und Brunnendach; Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 49; Buseno, altes Pfarrhaus Nr. 41; Fürstenau, Wohnhaus Nr. 70; Hinterrhein, Wohnhaus Nr. 6; Lumbrein-Surin, Backhaus Nr. 168A; Poschiavo-Pedecosta, Wohnhaus Nr. 550; Stampa-Borgonovo, Wohnhaus Nr. 63; Tarasp, Aussenbackofen Haus Nr. 23; Tarasp, Kalkofen Schmelzra; Verdabbio, Wohnhaus Nr. 5; Verdabbio, Wohnhaus u. Stall Nr. 35 B; Waltensburg/Vuorz, Wohnhaus und Speicher Nr. 47.

Aussenrestaurierungen

Sakralbauten: Lostallo, Pfarrkirche S. Giorgio.

Profanbauten: Bever, Wohnhaus Nr. 24; Filisur, Wohnhaus Nr. 10; Grono, Wohnhaus Nr. 150; Guarda, Wohnhaus Nr. 44; Guarda, Wohnhaus Nr. 80; Küblis, Schlössli Nr. 28; Mon, Wohnhaus Nr. 4; Poschiavo, Hotel Albrici; Poschiavo, Wohnhaus Nr. 31; Poschiavo-Pisciadel, Gasthaus Pozzolascio; Rossa-Augio, Wohnhaus Nr. 1/41; Sent, Wohnhaus Nr. 15; Soazza, Doppelwohnhaus Nr. 45; Vicosoprano, Wohnhaus Nr. 76.

Innenrestaurierungen

Sakralbauten: Alvaneu-Bad, kath. Kirche Hl. Dreifaltigkeit; Tujetsch-Rueras, kath. Filialkirche St. Jakob und Christophorus.

Profanbauten: Alvaneu, Haus Nr. 52; Poschiavo, Palazzo Mengotti, Museum.

Teilrestaurierungen

Sakralbauten: Cama, Pfarrkirche San Maurizio; Mesocco-San Bernardino, Chiesa rotonda; Rhäzüns, Kirche S. Gieri; Riom-Parsonz, kath. Pfarrkirche St. Nikolaus; Sedrun, Pfarrkirche St. Vigilius; Vals-Camp, Wallfahrtskapelle St. Maria.

Abb. 1: Guarda, Wohnhaus Nr. 44, Detail Eingangsfassade

Profanbauten: Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 21; Bondo-Promontogno, Stützmauer und Pflästerung Mühlweg; Braggio-Miaddi, Stall Nr. 2; Buseno-Ai Pian, Wohnhütte Nr. 168A; Castaneda, Stall Nr. 5; Castaneda, Wohnhaus Nr. 37; Cauco-Bodio, Stall «Sasc» Nr. 18; Cauco-La Motta, Stall Nr. 73D; Chur, Grotte Fontanapark; Chur, Wohnhaus Nr. 413; Feldis, Wohnhaus Nr. 21; Ftan, Wohnhaus Nr. 33; Ftan, Wohnhaus Nr. 8; Langwies-Medergen, Doppelwohnhaus Nr. 374/375; Poschiavo, Alpe Ur, II. Etappe; Poschiavo, Wohnhaus Nr. 237; Poschiavo-Somaino, Wohnhaus Nr. 487; Rossa, Wohnhaus Macullo; Rossa-Augio, Wohnhaus Nr. 19; Scuol-S-charl, Kalkofen Schmelzra; Soazza, Wohnhaus Nr. 53; Splügen, Schorsch-Haus Nr. 58A; St. Martin, Wohnhaus Nr. 20; Sta. Maria i.C., Wohnhaus Nr. 81; Tarasp, Trosshaus am Fusse des Schlosses; Trin, Wohnhaus Nr. 34; Valendas, Dorfbrunnen; Valendas, Nixenfigur Dorfbrunnen; Valendas, Wohnhaus 85A; Vicosoprano-Casaccia, Wohnhaus Nr. 17; Vrin-Vitg, Wohnhaus Nr. 81/82.

Unterschutzstellungen

Im Sinne des Art. 15 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz vom 26. November 1946 wurden folgende Objekte unter kantonalen Denkmalschutz gestellt:

Abb. 2: Filisur, Wohnhaus Nr. 10, Ansicht von Südosten

Sakralbauten: Alvaneu, kath. Kirche Hl. Dreifaltigkeit; Medel/Lucmagn, Kapelle S. Gion; Selma, Kapelle St. Antonio di Padova; Surcasti, Kapelle S. Giusep; Tujetsch/Rueras, kath. Kirche St. Jakob und Christophorus.

Profanbauten: Almens, Wohnhaus Nr. 31; Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 49; Buseno, Wohnhaus Nr. 41; Chur, Sennhofturm Nr. 17; Ftan, Wohnhaus Nr. 43; Grono, Wohnhaus Nr. 150; Guarda, Wohnhaus Nr. 41/41a; Küblis, Schlössli; Mon, kath. Pfarrhaus; Paspels, Schloss; Pontresina, Spaniola-Turm; Poschiavo, ehem. Pfarrhaus Nr. 40; Poschiavo-Altavilla, Wohnhaus Nr. 248; Poschiavo-Borgo, Wohnhaus Nr. 25; Rossa-Augio, Wohnhaus Nr. 19; Scuol, Wohnhaus Nr. 136; Sent, Wohnhaus Nr. 176; Soazza, Wohnhaus Nr. 45; Soazza, Wohnhaus Nr. 53; Soazza, Mühle Nr. 87; Soglio, Casa Max, Nr. 137; Stampa-Borgonovo, Wohnhaus Nr. 22; Tschlin, Wohnhaus Nr. 19; Verdabbio, Wohnhaus Nr. 5; Versam-Arezen, Wohnhaus Nr. 83; Vrin, Wohnhaus Nr. 58; Zuoz, Wohnhaus Nr. 154.

Beitragswesen

Im vergangenen Jahr gingen 108 Beitragsgesuche ein. Die Regierung sicherte 30 Gesuchstellern den ordentlichen Beitrag zu. Das Departement erliess 53

Beitragsverfügungen, das Amt deren 25. Mehrere Anfragen mussten vor Einreichung der Unterlagen abgewiesen werden.

Insgesamt wurden aus den Konti der Denkmalpflege Fr. 2 735 257.– zugesichert. Zur Auszahlung gelangten Fr. 2 500 029.50.

Vom Bundesamt für Kultur wurden Fr. 2 581 718.– ausbezahlt. Im Bereich Denkmalpflege verbleiben beim Bund 113 offene Geschäfte; im Bereich Heimatschutz sind es 121 Pendenzen.

Bauuntersuchungen, Dendrochronologie und Baudokumentation

Im Berichtsjahr 1996 konnte ein weiterer Abschnitt der Churer Stadtmauer an der Südfassade der ehemaligen Schnidrzumft (Kirchgasse 14) untersucht werden. Die ältere Stadtmauer des 13. Jh. ist auch in diesem südlichen Abschnitt nachweisbar. Mit dem Wiederaufbau der Stadtmauer nach dem Stadtbrand von 1464 wird hier ein halbkreisförmig vorstehender Turm mit einem Durchmesser von 3,50 m neu gebaut. Von diesem aus konnte die Stadtmauer gegen Osten bis zum Bischöflichen Hof, gegen Westen bis zu einem leichten Knick auf Höhe des Bärenloches überblickt werden. Im 17. Jh. wird die Turmhalbschale um ein Geschoss erhöht. Hinter dem neu aufgesetzten Zinnenkranz war möglicherweise ein Geschütz installiert; dies legen drei runde Öffnungen in der Brüstungsmauer nahe.

Im Engadin war die Bauforschungsequipe an drei verschiedenen Objekten tätig. In La Punt wurde die Chesa Albertini (Vers. Nr. 324) in Hinsicht auf die vorgesehene Restaurierung aufgenommen. In Madulain konnte die Baugeschichte der Chesa Andrea (Haus Nr. 16) näher untersucht werden. Die heutige Bauform von 1640 enthält wesentliche Elemente einer älteren Bauphase, welche mit der Jahrringanalyse in die Zeit zwischen 1510 und 1518 datiert werden konnte. In Zuoz in der Fraktion Dorta stiess man bei einem Neubau auf einen mittelalterlichen Turmgrundriss. Dieser konnte dank einer Planänderung im Neubau erhalten werden.

Im Kloster Müstair musste der einsturzgefährdete Plantaturm im Zuge der Notsicherung aufgenommen werden. Der Turm wurde lange der Bauzeit der Äbtissin Angelina von Planta (1478–1509) zugeordnet. Inzwischen weiss man, dass dieser bedeutend älter sein muss. In Jenins konnte ein mittelalterlicher Wohnturm in einem Abbruchobjekt lokalisiert werden, der Abbruch war jedoch nicht mehr abzuwenden.

Im Domleschg wurden umfassende baugeschichtliche Untersuchungen an zwei Objekten durchgeführt. Dies an der Burgruine Campell/Campi in Sils und am sog. Stoffelhaus in Fürstenau. Beide Objekte sind im Besitze von Stiftungen, deren

Abb. 3: Alvaneu, Back- und Waschhaus, im Hintergrund neue Brunnenüberdeckung, beide mit Lärchenschindeln gedeckt.

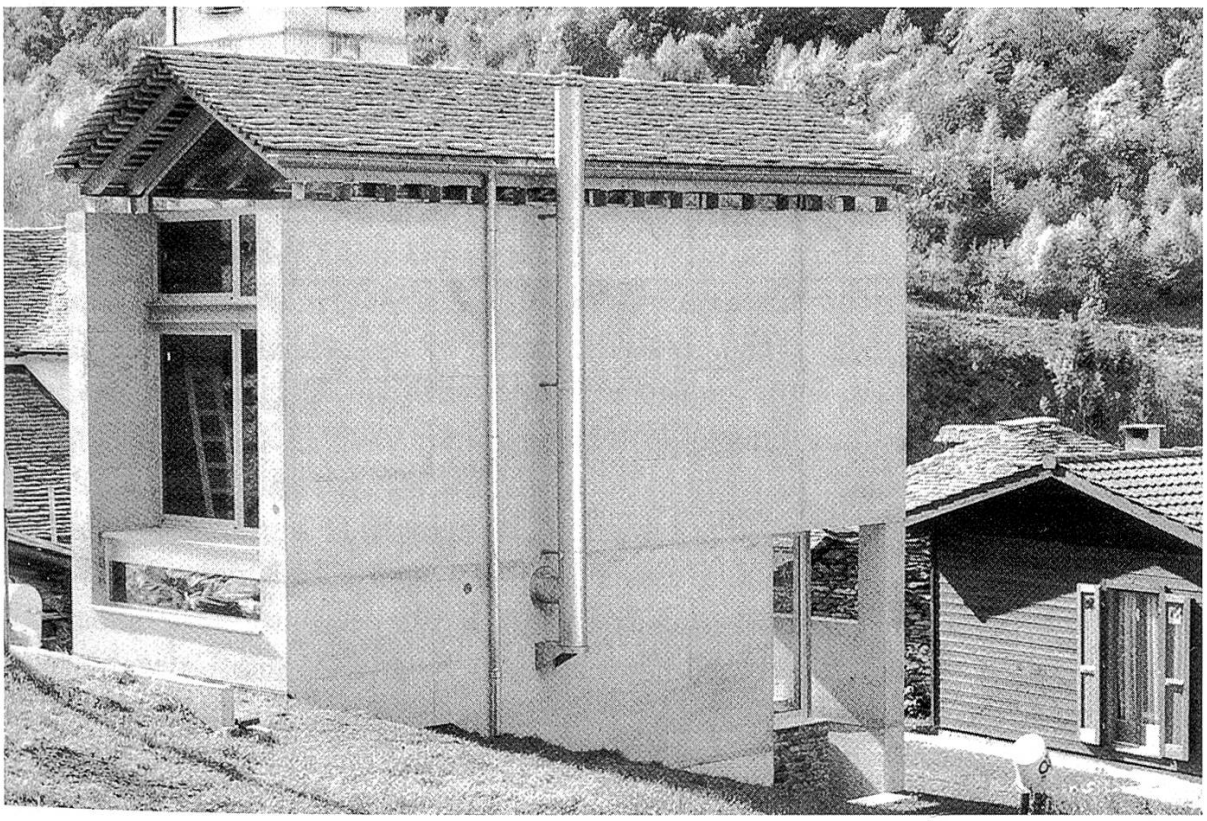


Abb. 4: Rossa, Haus Maculla, Neubau mit Steinplattendach.

Ziel die Erhaltung der historischen Bauten ist. Die «Stiftung Ruine Campell/Campi» konnte ihre Burg in zwei Restaurierungsetappen durch aufwendige Sicherungsarbeiten vor dem weiteren Zerfall bewahren. Die «Stiftung Talmuseum Domleschg» möchte ihr Stoffelhaus in Fürstenau einer weitgehend öffentlichen Neunutzung unter anderem als Talmuseum zuführen. Diesen beiden Objekten ist in diesem Jahresbericht ein besonderer Beitrag gewidmet.

Veröffentlichungen

Die Denkmalpflege veröffentlichte als Separatdruck des Bündner Jahrbuches die Broschüre: Steinpflästerungen in Graubünden. Der Aufsatz: Edificazione delle fasce gestionali nelle alpi Grigione von Diego Giovanoli ist in: La dimora alpina, Sondrio 1996, erschienen. Vom gleichen Verfasser stammt in der Reihe der Maiensässinventare Graubünden das Heft 18, Bergün/Bravuogn. Das Buch: Palazzine a Soazza, Birkhäuser/IBB Muttenz, konnte zum zweiten Mal aufgelegt werden. In der Lokalzeitung «Pöschtli» erschien ein Beitrag von Thomas Meyer zum Kurhaus Rothenbrunnen.

In «Gespräche zur ländlichen Siedlung», JHGG 1995, S. 337–360 befragte Marc Antoni Nay Jon Mathieu, Diego Giovanoli und Peter Calonder zu ihren Referaten im Rahmen des Vortragszyklus «Die ländliche Siedlung in Graubünden». Marc Antoni Nay veröffentlichte zudem gemeinsam mit Luzi Dosch und Ursula Jecklin im Bündner Monatsblatt 3/1996 eine Studie zur Um- und Weiternutzung der Churer Friedhöfe Scaletta und Daleu. Er redigierte zum dritten Mal den Jahresbericht der Denkmalpflege, erschienen im Jahrbuch der HGG.

Tagungen und Vortragsreihen

Der kantonale Denkmalpfleger präsidierte die Jury der ICOMOS: «Das historische Hotel/das historische Restaurant des Jahres 1997 in der Schweiz» und nahm als Präsident von ICOMOS Schweiz an der internationalen Generalversammlung in Sofia, Bulgarien, teil. Er referierte in Hildesheim zur Decke von Zillis, vor Schweizer Kulturbeauftragten in Winterthur zum Kloster Müstair und an der Jahrestagung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Mittelalterarchäologie (SAM) in Chur über die Wandbilder im Stoffelhaus, Fürstenau. Der kantonale Denkmalpfleger leitete zudem eine Pressekonferenz zum Kloster Müstair im Landesmuseum Zürich und führte eine Delegation des Kulturgüterschutzes um Bundesrat Koller durchs Kloster. Zudem führte er eine ICOMOS-Delegation aus Estland in Chur und Rhäzüns sowie gemeinsam mit Peter Mattli in Zillis/Reischen, das Architekturforum Chur im Schloss Haldenstein sowie im Rahmen der Grundausbildung ZS die Gemeindeverantwortlichen des Kulturgüterschutzes in der Kathedrale und im Domschatz. Am 7. September 1996, dem Tag der Kul-

Abb. 5: Tujetsch, Rueras, Filialkirche St. Jakob und Christophorus. Blick gegen den Chor.

turgüter, welcher «Häuser und Gärten auf dem Lande und in der Stadt» zum Thema hatte, erläuterten Hans Rutishauser drei Gärten von Chur und Peter Mattli den Schlossgarten von Reichenau. Thomas F. Meyer führte die Sektion Zürich des Bundes Schweizerischer Architekten (BSA) in Vrin. Er nahm zudem als Vorstandsmitglied an der Jahresversammlung des Arbeitskreises Denkmalpflege (AKD) in Sion teil. An den Internationalen Lehrplan- und Lehrmittelgesprächen zum Thema «Denkmäler: Identifikation oder Provokation?» hielt Marc Antoni Nay ein Referat zum Verhältnis zwischen Monument und Betrachter mit dem Titel «Denk mal, ein Denkmal ist ein Denk-Mal». Er organisierte zudem einen Weiterbildungskurs «Schutz und Pflege von sakralen Kulturgütern» für die Studenten des Priesterseminars St. Luzi. Dabei referierten neben dem Projektleiter der kantonale Denkmalpfleger Hans Rutishauser, der Kantonsarchäologe Urs Clavadetscher sowie der Chefrestaurator des Rätischen Museums, Josmar Lengler, die Textilrestauratorin Regula Hahn und der Kunstinventarisator Angelo Steccanella.

Siedlungspflege und Kulturgüterschutz

Gesetzesrevision

Im vergangenen Jahr wurde der Entwurf des neuen kantonalen Kulturförderungsgesetzes erarbeitet. Der Bereich Förderung der aktuellen Kultur wird in einer gesonderten Gesetzesgrundlage von der Kulturerhaltung getrennt. Die bisherige Gesetzesgrundlage der Denkmalpflege geht (leider!) ohne inhaltliche Verbesserungen in die parlamentarische Debatte.

Grundlagen

Als Eigenleistung oder im Auftragsverhältnis wurden neben der Einzelbauinventarisation in den Dörfern die landwirtschaftlichen Bauten ausserhalb der Dörfer in einigen Versuchsgemeinden erfasst und teilweise im Geographischen Informationssystem (GIS) digitalisiert. Die Versuchsaufnahmen in Seewis, Sertig und Poschiavo dienten insbesondere der methodischen Vertiefung der Feldaufnahmen und ihrer sinnvollen Umwandlung in digitale Informationen.

Zum Abschluss der Restaurierung des Palazzo Mengotti ist eine baugeschichtliche Dokumentation entstanden, welche in den Quaderni Grigioni Italiani erscheinen wird. Beim Interreg Süd wurde das Projekt: «Die Bautätigkeit der Familie Salis in Graubünden und im Veltlin» eingereicht.

Siedlungsinventare

Die Siedlungsinventarisation von Untervaz (Architekt Uwe Winkler), wurde weiter geführt. Jene von Bondo (Architekten Giovanoli/Ruinelli) zusammen mit der Gemeinde in Auftrag gegeben. Die grundrissliche Erfassung (Kellergeschoss und Erdgeschoss) der Altstadt von Chur ist um eine weitere Etappe gediehen.

Die Bearbeitung der Siedlungsinventare von S-chanf, Lumbrein und Zillis-Reischen wurde weitergeführt. Ihre Publikation ist für 1997 vorgesehen.

Inventar der beweglichen Kulturgüter

Im Rahmen des Inventars der beweglichen Kulturgüter nahm Angelo Steccanella die Kulturgüter der Kirchgemeinde Sta. Maria i.C. auf.

Natur- und Heimatschutzkommission

In drei ordentlichen Sitzungen hat die Natur- und Heimatschutzkommission die Anträge der Ämter begutachtet und der Regierung zur Genehmigung oder Ablehnung beantragt. Eine Delegation der NHK wurde beim Gemeinderat von Pon-

tresina zum Thema Hotelerhaltung vorstellig. Im Zusammenhang mit dem Ausbau der Kantonsstrassen innerorts traf sich die NHK mit Oberingenieur Heinz Dicht. Als Gast referierte Ing. H. Figi über die Wegleitung für Stützmauern. Die Landsitzung der NHK fand am 30. September in Vals statt (Gandahus, neues Thermalbad, Glenner: Auen).

Mitglieder der Natur- und Heimatschutzkommission: Präsident: Dr. Ernst Kuoni, Chur; Vizepräsident: Prof. Dr. Leo Schmid, Chur; ordentliche Mitglieder: Fernando Albertini, Grono; Aldo Camenisch, Fex; Dr. Silvio Decurtins, Fideris; Erwin Menghini, Domat/Ems; Robert Obrist, St. Moritz; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Marianne Wenger, Igis.

Benediktinerinnen-Kloster St. Johann, Müstair

Bericht zum Jahr 1996

Das Jahr 1996 war nicht bestimmt durch grosse Restaurierungsvorhaben, sondern durch die Vorbereitung der Bauetappen 1996–1998. Die denkmalpflegerische Arbeit konzentrierte sich auf die Vorbereitung und Grundlagenbeschaffung künftiger Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten, den Abschluss der siebten Bauetappe und die dringenden Notsicherungsarbeiten zur Substanzerhaltung.

Abschluss der 7. Etappe

Die Landwirtschafts-Remise nördlich der Klosteranlage wurde fertiggestellt und in Betrieb genommen. Das Kartoffelkühllager und der Maschinenpark der Landwirtschaft sind nun in einem zeitgenössischen Bau untergebracht.

Der Kirchweg als Hauptzugang zur Klosterkirche für Gläubige und Besucher ist auf verbessertem Niveau neu angelegt worden. Die Oberfläche ist mit einer in Sand verlegten Kieselpflästerung befestigt worden. In diese Pflästerung ist ein Mittelstreifen aus gesägten Gneisplatten aus der Region eingelegt; dieser meterbreite Gehweg soll auch behinderten Personen oder solchen mit zu feinem Schuhwerk den Zugang zur Klosterkirche ebnen. Bänke laden zum beschaulichen Verweilen an der Klostermauer ein und eine von den Architekten gestaltete schlichte Wegleuchte wird beim abendlichen Gottesdienst den Gläubigen heimzünden.

Dagegen hat die Denkmalpflege eine geplante nächtliche Anstrahlung von Kirche, Turm und Kloster mit Scheinwerfern abgelehnt. Nicht nur widersprach dieses Ansinnen dem Willen des Benediktinerinnen-Konvents, auch das Weltkulturgut Müstair hat ein Anrecht auf optische Nachtruhe.

In der Nordwestecke des von der Gemeinde genutzten Friedhofes ist ein neuer Geräteschuppen aus Holz errichtet worden. Seine Planungsgeschichte war bedeutend gewichtiger als die einfache, zeitgemässe Baute, die den störenden Geräteschopf an der Nordwand der Heiligkreuzkapelle ersetzt. Die Kosten für die Planung trug die Stiftung Pro Kloster St. Johann, Müstair, diejenigen für den Bau die nutzniessende politische Gemeinde.

Funde und Schäden in der Heiligkreuzkapelle

In dieser Kapelle in der Südwestecke des Friedhofes bereitet der Zustand der Wandmalereien den Fachleuten grosse Sorgen. Vom noch unbekannten Gesamtbestand der Wandbilder mussten an der West- und Nordwand grössere Flächen aus Konservierungsgründen in den letzten zwei Jahren freigelegt werden. Der Hauptbestand dieses fragmentarisch erhaltenen Wandbildzyklus ist noch von jüngeren Kalk- und Malereischichten bedeckt. Obwohl die Heiligkreuzkapelle nie beheizt und auch nur extensiv benutzt wurde und seit der Entdeckung der gefährdeten Wandmalerei nur noch für die verantwortlichen Fachleute zugänglich ist, stellt man einen andauernden Zerfall der Wandbilder fest. Laufend lösen sich bis zu Quadratzentimeter grosse Wandbildfragmente und fallen zu Boden. Die Notsicherungen der Wandbilder durch die Restauratoren sind ungewohnt aufwendig. Die nur noch wenig mit der Wand verbundenen, hohlliegenden Bildteile müssen zuerst gefestigt werden, bevor in kleinen Etappen mit der unerlässlichen Teilfreilegung begonnen werden kann. Anhand der grösseren zusammenhängenden Bildflächen auf der Nord- und Ostwand darf man annehmen, dass die Wandmalerei aus dem 10. oder frühen 11. Jahrhundert stammt. Dazu passen auch die archäologischen Befunde in der Fundamentzone dieser Kapelle, wo in den Jahren 1994 und 1995 Fundamentteile einer Vorgängeranlage nachgewiesen wurden.

Für eine umfassende Gesamtrestaurierung der frühromanischen Heiligkreuzkapelle fehlen heute die Mittel, sodass die störenden Blechdächer wohl noch längere Zeit beibehalten werden müssen. Im Kapelleninnern wird man sich vorläufig mit den unerlässlichen Notsicherungen der gefährdeten Wandbildfragmente bescheiden müssen.

Abb. 6: Kirchweg nach der Neugestaltung.

Abb. 7: Neue Landwirtschaftsremise. Architekten Markus Burkhardt und Karl Spitaler.

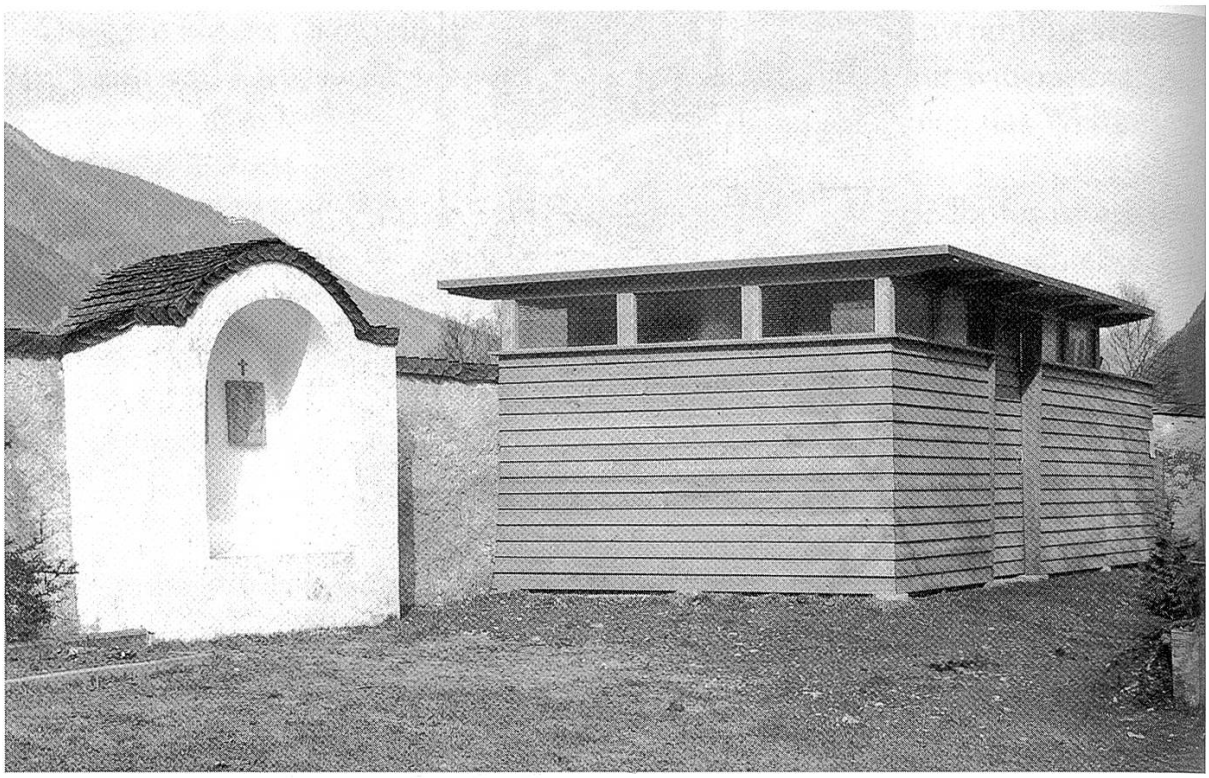


Abb. 8: Gemeindefriedhof beim Kloster: Geräteschopf; Architekten Markus Burkhardt und Karl Spitaler.

Erweiterung des Klostermuseums

Die Planung eines vergrösserten und für alle Besucher lehrreichen Klostermuseums wurde bis zum Frühsommer 1996 als Grobkonzept erarbeitet. Bis heute sind im ersten Geschoss des nördlichen Westtraktes, wo die Museumserweiterung eingerichtet werden soll, die künftigen Ausstellungsräume zur bauhistorischen Untersuchung freigelegt worden. Im ehemaligen Treppenschacht und in den Erdgeschossräumen dieses Klostertraktes haben die Boden- und Bauforschungen der Archäologen begonnen. Das erweiterte, doppelt so grosse Klostermuseum wird den Besuchern vor allem jene Kenntnisse der Geschichte und Kultur des Klosters St. Johann in Müstair vermitteln, die aus der Forschung der letzten 30 Jahre gewonnen werden konnten, aber auch Abbildungen jener Räume bieten, die wegen der Klausur dem Besucher nicht zugänglich sind.

Gefahr für den «Plantaturm»

Der Klosterturm erhebt sich nördlich der karolingischen Klosterkirche und ist geprägt durch das mächtige Pultdach mit dreiseitigem Zinnenabschluss.

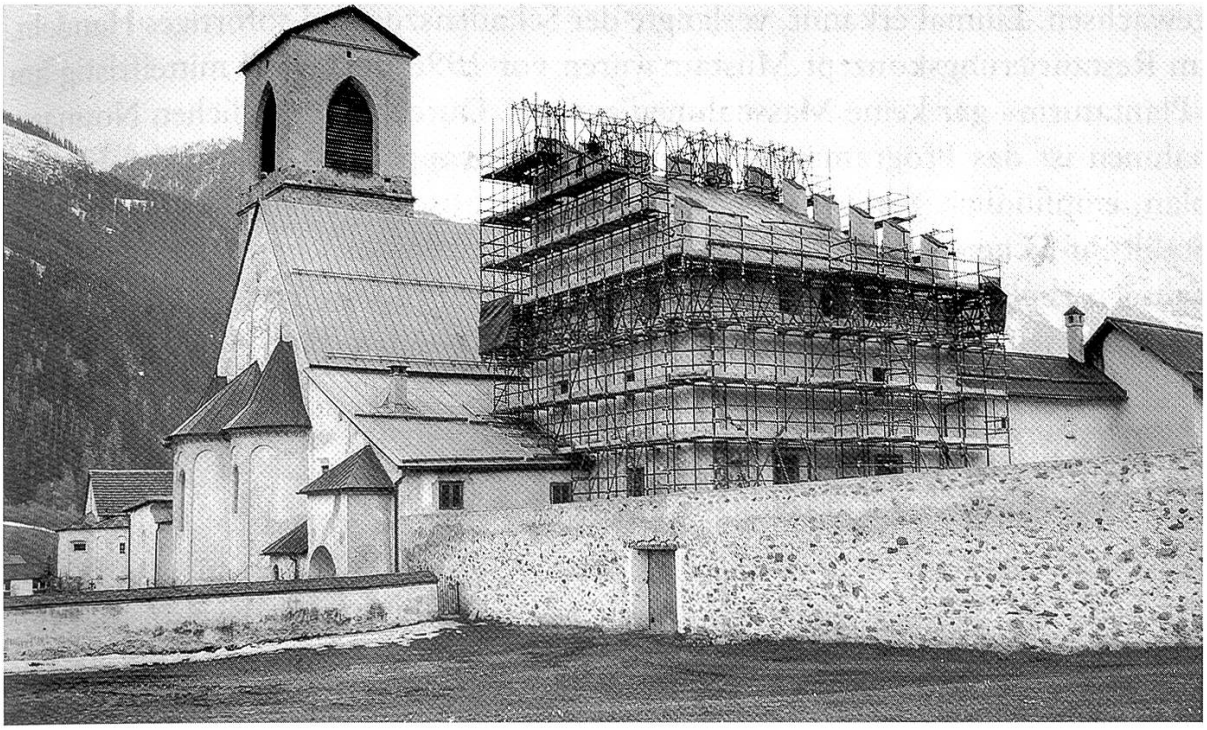


Abb. 9: «Plantaturm» mit Sicherungsgerüst.

Bis zu den Forschungen der Archäologen im nördlichen Klostergarten (1993-1995) galt dieser Turm als Bau aus der Zeit um 1500, also aus den Regierungsjahren der Äbtissin Angelina von Planta (1478–1509), daher der Name «Plantaturm». Heute wissen wir, dass dieser Turm – wie die Heiligkreuzkapelle – bedeutend älter ist. Er hat wohl schon im 11. Jahrhundert in den heutigen Dimensionen bestanden. Umbauten des Turmes vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, vor allem Ausbrüche für grössere Fenster und eine Türe zu einer Abortanlage an der Nordwand haben das mittelalterliche Mauerwerk statisch gefährdet. Der vom Restaurator gewarnte Ingenieur musste im Jahr 1995 akute Einsturzgefahr einer Turmecke feststellen. Wie bei der Fürstenburg ob Burgeis im Vinschgau, drohte auch beim «Plantaturm» die Nordostecke abzugleiten, wie der Verlauf der bis zu 6.5 cm breit klaffenden Risse vermuten lässt. Im Berichtsjahr wurde der «Plantaturm» mit einem Stahlrohrgerüst vollständig eingefasst, zudem ist ein Gerüstlauf mit einem Gitterfachwerk als Sicherungsgurt ausgebildet worden. Das ganze Stahlrohrgerüst ist am Boden verstrebt und zur Wand hin mit holzunterlegten Auflageplatten versehen. Damit konnte restlos auf die Anwendung von Verschraubungen in die wertvollen Originalputze des Mittelalters, der Renaissance und des Barock verzichtet werden.

Die bedrohlichen Bauschäden am «Plantaturm» sind sicher über lange Zeit gewachsen. Einmal erkannt, verlangte der Schadenszustand sofortiges Handeln. Im Restaurierungskonzept Müstair waren vor 1996 kurz- und mittelfristig am «Plantaturm» gar keine Massnahmen geplant. Durch die dringlichen Notmassnahmen ist das Programm der Restaurierungsetappen, aber auch der Finanzplan, empfindlich gestört worden. Nach der statischen Notsicherung mit dem Stahlrohr-Sicherungsgurt müssen nun die endgültigen statischen Sicherungsmassnahmen geplant und im Jahr 1997 ausgeführt werden. Obwohl diese so substanzschonend wie möglich durchgeführt werden sollen (Bohrungen ohne Wasser, keine schädigenden neuen Baustoffe) müssen alle Massnahmen und Eingriffe bauhistorisch-archäologisch begleitet, d.h. vorgängig erforscht und dokumentiert werden. In den Innenräumen des Turmes müssen dazu Wandtäfer, Holzdecken, Bodenbretter, vermutlich auch Tragbalken entfernt, geflickt und wieder eingebaut werden. All diese unerlässlichen Arbeiten bedeuten für das Projekt Müstair eine nicht erwartete finanzielle, zeitliche und personelle Belastung. Sie setzt Verständnis, Beweglichkeit und Geduld bei allen Betroffenen und Verantwortlichen voraus. Trotz dieser Belastungsprobe muss man wohl dankbar sein, dass weder Menschen noch die wertvolle Substanz des kulturhistorisch einzigartigen Klosterturmes Schaden genommen haben. Der Fall «Plantaturm» macht aber auch deutlich, dass manches bei einem so grossen Restaurierungsunterfangen nicht voraussehbar ist. Zudem wird deutlich, dass das 1200 Jahre alte Kloster Müstair als Bau- und Kunstwerk in vielen Teilen akut in seiner Substanz bedroht ist. Nur rasche und überlegte Massnahmen können diese Gefahren abwenden. Selbst ungeduldige Beobachter müssten angesichts der spektakulären Notmassnahmen am «Plantaturm», aber auch der kontinuierlichen Überwachungen der weniger augenfälligen Schäden an den karolingischen und romanischen Wandmalereien in der Klosterkirche, am frühromanischen Stuck der Ulrichskapelle, an den frühromanischen Wandbildern im Norbertsaal und in der Heiligkreuzkapelle eingestehen, dass in Müstair Konservierung und Restaurierung mit Umsicht und Mass, aber auch mit der notwendigen Geduld und Ausdauer betrieben wurde und wie wir hoffen, auch künftig möglich sein wird.

Hans Rutishauser

Vorromanische Wandbilder in der Heiligkreuzkapelle in Müstair

Lage und Geschichte der Kapelle

Die Heiligkreuzkapelle steht als hochragender Dreikonchenbau in der Südostecke des Benediktinerinnen-Klosters St. Johann in Müstair, unmittelbar neben der Talstrasse in einer Ecke des Gemeindefriedhofs. Sie wird in einer Schenkungsurkunde der Jahre 1167–1170 des Bischofs Egino als «capella sancte crucis» erstmals genannt und von Josef Zemp und Robert Durrer mit stilkritischen Argumenten in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert.[1]

Gestalt und Datierung des Baues

Die gestelzte Kapelle besteht aus einem rechteckigen Saal, an dessen Ostseite drei gleichgrosse gewölbte Konchen von hufeisenförmig eingezogenem Grundriss anschliessen. Auf dem Westgiebel steht ein offenes gemauertes Glockenjoch – nach Zemp/Durrer eine jüngere Zutat. (Allerdings datiert das Glockenjoch auf dem Ostgiebel der Klosterkirche St. Peter und Paul in Mistail in karolingische Zeit). Alle sieben Aussenwandflächen der Heiligkreuzkapelle sind mit je drei rundbogigen Blendnischen geziert, deren Bogen nahe an die Mauerkronen reichen. Die Bänke der schmalen und hohen Nischen sind steil geschrägt, sie unterscheiden sich dadurch von den fast waagrecht eingetieften der karolingischen Klosterkirche.

Bereits Erwin Poeschel[2] betonte, dass die Heiligkreuzkapelle Merkmale karolingischen und romanischen Baustiles aufweise, schloss aber dennoch in Anlehnung an Zemp/Durrer auf eine Anlage aus der Zeit um 1160.

Eine eher frühere Datierung schlägt Adolf Reinle vor:[3] «Es scheint uns mit anderen Worten sehr wohl möglich, dass die Heiligkreuzkapelle in Müstair, deren Grundrissform ja sicher auf ihren Titulus und entsprechende Reliquien hinweist, in vorromanischer Zeit entstand und auf altchristlich-frühmittelalterliche Vorbilder zurückgriff.»

[1] Zemp Josef, Durrer Robert: Das Kloster St. Johann zu Müstair in Graubünden, Genf 1906–1910, S. 50, 51, Abb. Tafel XXXVIII.

[2] Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band V, Basel 1943, S. 340–344.

[3] Reinle Adolf: Kunstgeschichte der Schweiz, Band I, Frauenfeld 1968, S. 138, 139.

Der kleeblattförmige Grundriss der Heiligkreuzkapelle entspricht jenem der Kirche St. Vigilius bei Morter im benachbarten Vinschgau, die inschriftlich ins Jahr 1080 datiert ist. St. Vigilius ist allerdings gedrungener von Gestalt und nicht mit dem frühmittelalterlichen Motiv der Blendarkaden geziert. Man möchte in St. Vigilius vielmehr ein Zitat der Müstairer Heiligkreuzkapelle vermuten.

In den Jahren 1994 und 1995 sind aus Anlass von Trockenlegungsarbeiten die Fundamente der Heiligkreuzkapelle von Aussen freigelegt und archäologisch erforscht worden. Die Bodenfläche im Inneren wurde im Jahre 1996 flächig untersucht. Obwohl bis heute eine Gesamtuntersuchung und damit auch Sondierungen am Aufgehenden der Kapelle noch ausstehen, ist bereits anhand der Fundamentmauern anzunehmen, dass der heutige Kapellenbau auf einer Vorgängeranlage gründet. Wieviel davon noch im aufgehenden Mauerwerk übernommen worden ist, werden vielleicht kommende Sondierungen nachweisen.

Es scheint eher unwahrscheinlich, dass die Kapelle bereits bei ihrer Entstehung im 9. oder 10. Jahrhundert doppelgeschossig war. Die Form der gewölbten Apsiden lässt eine Unterteilung eher als nachträglich gebaut erscheinen. Heute ist die Kapelle durch einen Zwischenboden in zwei übereinanderliegende Räume geschieden. Diese Geschossaufteilung könnte im frühen 16. Jahrhundert, nach den Zerstörungen von 1499 als Folge des Schwaben- bzw. Schweizerkrieges erfolgt sein.

Die obere Kapelle ist mit einer spätgotischen Felder-Leisten-Holzdecke aus dem Jahre 1520 gedeckt.[4] Diese zieren Flachschnittdekorationen vom selben Meister, der auch die Decke der Kirche St. Nikolaus in Burgeis im Vinschgau im Jahre 1523 schnitzte. Seit 1990 ist die obere Kapelle im Innern vollständig mit einem rosafarbenen Leimfarbanstrich bemalt, in der Art der Malerei von 1931. Aus jener Erneuerung stammen die Schablonenfriese unter der Decke und an den Bogenkanten der Apsiden.

In der unteren Kapelle ist die Holzdecke mit Leisten in Felder geteilt. Einzelne Deckenfriese im Ostteil der Unterkapelle sind wohl ebenfalls um 1520 entstanden; ein weiterer Hinweis, dass die bestehende Zweiteilung der Kapelle erst im 16. Jahrhundert erfolgt sein könnte. An beiden Längswänden der Unterkapelle sind im Jahre 1990 Wandmalereien des 17. Jahrhunderts aufgedeckt worden. Die feuchten und versalzenen Mal- und Putzschichten erforderten eine Notfreilegung und anschliessende Entsalzungsaktionen des Restaurators. Die Wandmalerei zeigt auf der Nordwand ein Totenschiff, worin eine Reihe von Schädeln mit Kopfbedeckungen verschiedener Stände von einem Gerippe gefahren werden.

[4] Wie Anmerkung 1. Tafel LIII.

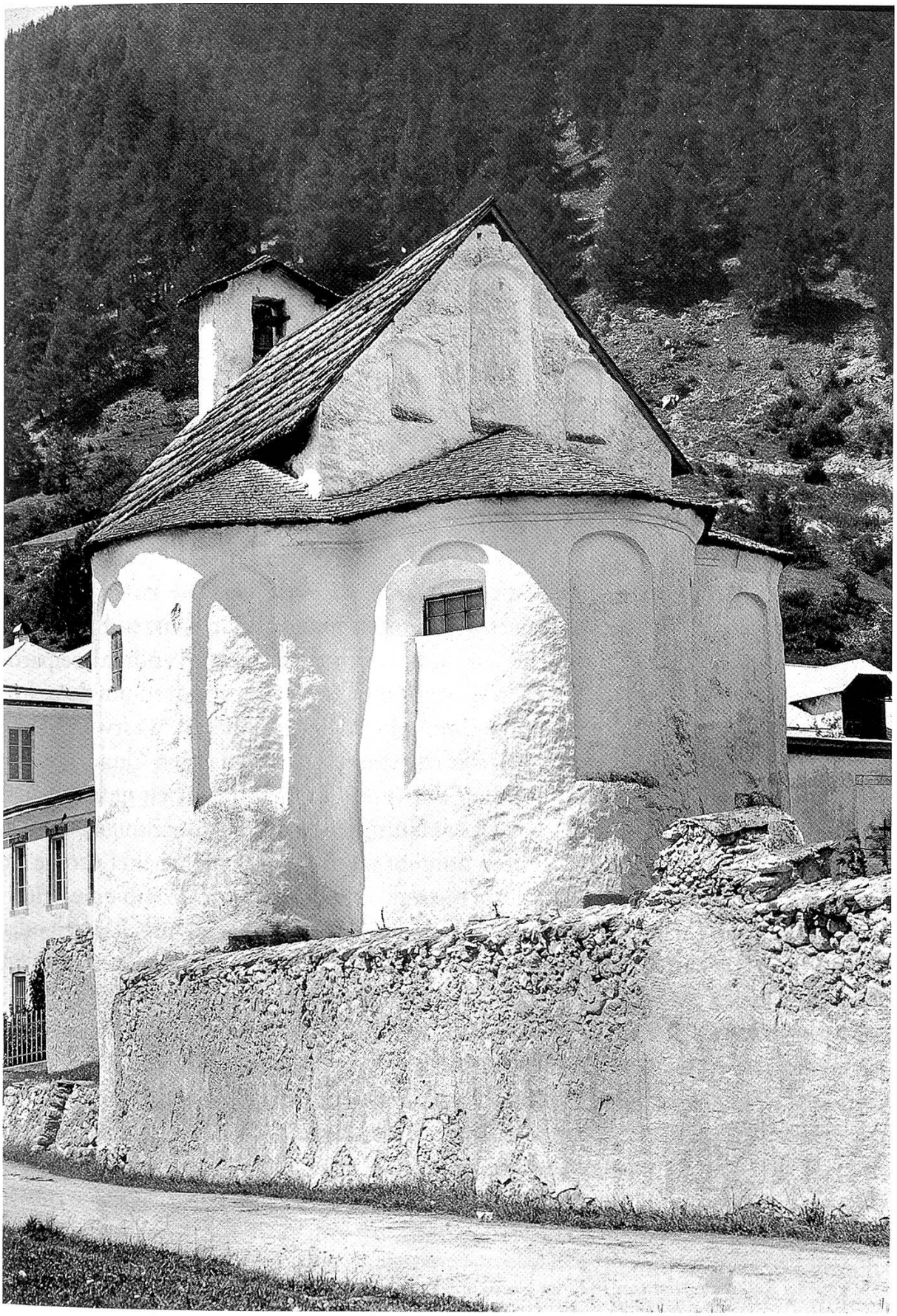


Abb. 10: Heiligkreuzkapelle mit Holzschindeldach; Aufnahme um 1910.

Auf der Südwand ist ein totentanzartiges Ständebild wiedergegeben: Papst und Kaiser führen einen Reigen von Männern und Frauen verschiedener Stände an, vom Tod als Gerippe angetrieben.

Im oberen Raum der Heiligkreuzkapelle wurde 1889 in der Ostapsis eine Lourdesgrotte aufgebaut.[5] Eine Renovation der Kapelle erfolgte 1931.

Der schadhafte Zustand der Malerei- und Putzschichten in der oberen Kapelle erfordert regelmässige Kontrollen des Restaurators. An der Westwand der Südapsis wurden 1970 Teile eines jüngsten Gerichtes aus dem 14. Jahrhundert in Suchschnitten freigelegt. Auf der Südwand fand sich als Fenstereinfassung eine Grisaillemalerei mit Ranken aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.[6]

Die Entdeckung der vorromanischen Wandmalerei

Im Jahre 1990 wollte die katholische Kirchgemeinde die Kapelle als Aufbahrungsraum neu nutzen. Weil Mittel und Zeit für eine grössere Restaurierung fehlten, entschloss man sich, die Wände vom Flachmaler (nach Weisungen des Restaurators) mit einer reversiblen Leimfarbe zu streichen. Die zuvor durchgeführten Abklärungen des Restaurators konnten mehr als ein Dutzend Mal- und Putzschichten, aber auch Hohlstellen und absturzgefährdete Wandmalereipartikel nachweisen. Nicht aus Neugierde oder Forscherdrang, sondern um dem drohenden Verlust zuvorzukommen, wurde an der linken oberen Westwand nahe der Flachdecke eine grössere Bildfläche freigelegt. Das etwa einen Quadratmeter grosse Bild wurde in ausserordentlich aufwendiger Geduldsarbeit gefestigt und in kleinsten Arbeitsschritten von Übermalungen und Übertünchungen befreit. Das allmählich, in rund 1000 Jahren aufgebrachte dicke Schichtpaket drohte die Originalmalerei vom Grundputz zu reissen. Die erkennbare Szene eines Herrschers auf dem Thron mit Begleitern und Gesprächspartnern (Angeklagten oder Bittstellern) gleicht auffällig den karolingischen Szenen in der Klosterkirche St. Johann. Eine Datierung dieser Wandmalerei in der Heiligkreuzkapelle ins erste Jahrtausend, also ins 9. oder 10. Jahrhundert, ist denkbar. Dieselbe Malschicht ist nicht nur an der Westwand, sondern auch an beiden Längswänden nachzuweisen. Vor allem an der Nordwand lösen sich fingernagelgrosse Bruchstücke des gesamten Malschicht-Paketes und fallen zu Boden. Die Arbeit des Restaurators

[5] Wie Anmerkung 1. Tafel XXXVIII.

[6] Datierte Vergleichsbeispiele: Sgraffitodekorationen von 1626 am Äusseren der Ulrich- und Niklauskapelle. Kalkmalereien von 1627 im Nordkorridor über der Türe zur Klosterkirche und am Äusseren, östlich des Südportals. Nach Dr. W. Sulser befanden sich bis zur Restaurierung 1947–1951 im Inneren der Klosterkirche entlang den Fensterlaibungen die gleichen Dekorationen.

Abb. 11: Heiligkreuzkapelle, Westwand innen, Herrscherdarstellung (Foto Rufino Emmenegger, Zizers).

tut not, nämlich eine präzise Schadenaufnahme der gefährdeten und hohl liegenden Stellen, regelmässige Beobachtungen der Schadenstellen, wenn nötig Notsicherungen durch stellenweise Freilegung und Festigung der absturzbedrohten Bildteile. Angesichts dieses labilen Zustandes der Malschicht einer kostbaren spätkarolingischen oder ottonischen Wandmalerei ist eine Zugänglich-Machung der Heiligkreuzkapelle heute noch nicht zu verantworten. Erst nach einer umfassenden – wohl sehr aufwendigen – Gesamtkonservierung darf man die Kapelle wieder der Öffentlichkeit zeigen. Gerade weil dieser Malereikomplex so selten und wertvoll, aber auch weil er so akut gefährdet ist, hoffen wir auf das Verständnis und die Geduld der Laien, aber auch aller Fachleute dafür, dass Besichtigungen dieses erst in kleinen «Fenstern» bekannten Neufundes aus Gründen der Konservierung vorläufig unterbleiben müssen.

Verschiedene Tünchen und Malschichten

Schon seit Jahren war bekannt, dass sich in der oberen Kapelle an den Innenwänden mittelalterliche Wandmalereien befinden. Immer wieder fanden sich auf dem Boden der Kapelle Partikel von Kalktüncheschichten, an deren Rückseite Malereien klebten. Kontrollen an den Wänden des Schiffes ergaben, dass im Bereich der jüngeren Kalkanstriche laufend neue kleine Fehlstellen zu beobachten waren. In solchen Fehlstellen fanden sich regelmässig Malereien.

Neugierige Besucher wurden durch diese kleinflächig sichtbaren, aber noch nicht deutbaren Malereien zu unerlaubten, laienhaften Teilfreilegungen angeregt, die Schäden und Verluste verursachten.

Darauf wurde die Kapelle während Jahren geschlossen. Innerhalb dieser freigekratzten, nicht zusammenhängenden Flächen wurde eine kleine Untersuchung durchgeführt. Deren Ziel war es, die wahllos durchgeführten Freilegungen wenigstens als zusammenhängende Fläche zu präsentieren. Vor allem aber sollte der Zustand und die Zeitstellung dieser Malereien festgestellt werden. Zum Vorschein kamen Reste eines Jüngsten Gerichtes aus dem 14. Jahrhundert in der Südapsis, und an der Süd-, Nord- und Westwand im Schiff Fragmente noch älterer Malereien.

Erst 1990 bot sich die Gelegenheit, den Raum eingehend zu untersuchen. Es galt folgendes abzuklären: Sind weitere Malereibestände vorhanden? Wo befinden sich diese? Sind sie gefährdet und darf man die Wände überhaupt streichen lassen? Für die Untersuchung standen nur beschränkte Mittel zur Verfügung.

Im Schiff und in den Apsiden wurden im Bereich abgeplatzter Tüncheschichten zehn Suchschnitte angelegt. Dies auch an jenen Stellen, wo für Kreuzwegstationen Nägel in die Wand geschlagen worden waren, sowie an der Westwand, wo ein Lattenrost für Votive angenagelt worden war. Ferner wurden jene Stellen, wo Laien am Werk waren, überprüft. An allen untersuchten Stellen fanden sich regelmässig unter vier bis fünf dicken Kalkschichten, Malereien mit figürlichen Darstellungen, wohl des 9. oder frühen 10. Jahrhunderts.

Eine erste Übertünchung der ältesten Malschicht, ein gelblicher Kalkanstrich aus romanischer Zeit, trägt Reste eines Mäanderfrieses aus rotem Ocker. Weil diese Schicht nur noch fragmentisch erhalten ist, ist mit weiteren Ergebnissen kaum zu rechnen.

Eine zweite Übermalung, ein dicker weisser Kalkanstrich, dürfte wohl um 1520 erfolgt sein. Er liegt direkt auf der figürlichen Malerei und trägt keine Dekorationen. Dies belegt, dass zur Zeit der zweiten Übertünchung eine erste romanische Übermalung bereits grossflächig fehlte.

Eine dritte Übermalung trägt Dekorationen in der Technik der Kalkmalerei, die zwischen 1626 und 1628 ausgeführt worden sind. Es sind dies graue Ranken

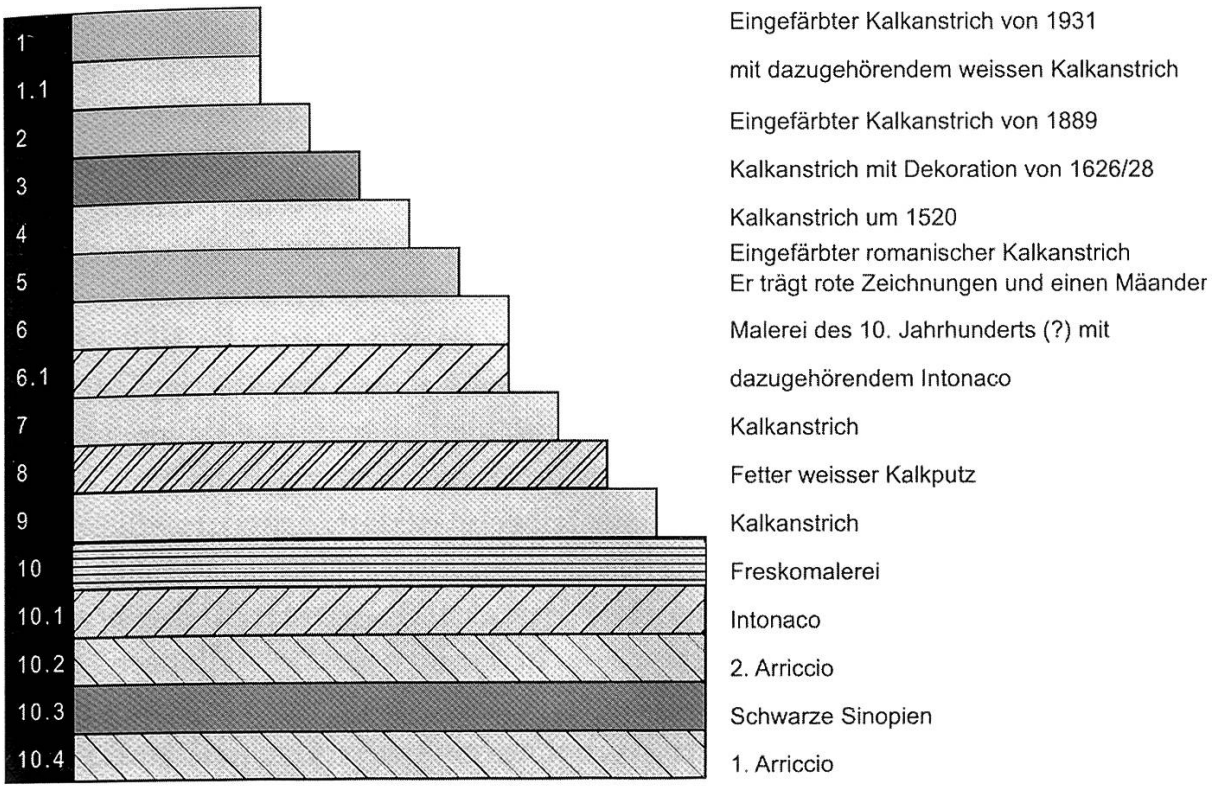


Abb. 12: Oberes Geschoss der Heiligkreuzkapelle, Schema einer Schichtabfolge unterhalb des Fensters an der Südwand im Schiff.

und Flechtbandmuster, die entlang der Decke und der Fensterlaibungen angebracht sind. Die zeitliche Einordnung ergab sich aufgrund weiterer im Kloster vorkommender Beispiele (vgl. S. 154, Anm. 6).

Ein vierter Kalkanstrich ohne Dekoration erfolgte 1889 und der fünfte 1931. Dieser zeigt Schablonendekorationen entlang der Decke und den Apsidenbogen.

Überraschend war die Entdeckung von weiteren, noch älteren, teilweise bemalten Schichten. Gefunden wurden diese in der östlichen Konche und an zwei Stellen unterhalb des Fensters an der Südwand im Schiff. Sie befinden sich eindeutig unter dem Intonaco, das zur Malerei des 9./10. Jahrhunderts gehört (Schicht 6 von oben, siehe Schema der Schichtabfolge). Es folgt ein Kalkanstrich (Schicht 7), der einen fetten, weissen Kalkputz (Schicht 8) überdeckt. Darunter findet sich wiederum ein Kalkanstrich (Schicht 9), mit dem eine Freskomalerei (Schicht 10) überstrichen wurde. Diese Freskomalerei befindet sich auf zwei Arriccioschichten (Schichten 10.1 und 10.2), von denen die tieferliegende schwarze Sinopien trägt.

Das vorromanische Wandbild an der Westwand

Auf der südlichen Hälfte der Westwand oben befindet sich jenes Wandbild, das aus Konservierungsgründen freigelegt werden musste. Es ist eine Darstellung, die zu einem Bildzyklus gehört, der bis heute noch unter Kalktünchen liegt.

In der Mitte des Bildes thront der Herrscher, auf einem Kissen sitzend mit einem Schwert in der linken Hand. Er ist einer Gruppe von fünf dicht beieinander stehenden Personen zugewandt, welche die gesamte nördliche Bildhälfte einnimmt. Links hinter ihm steht eine Person, die auf diese Gruppe zeigt. Zur Rechten des Herrschers steht eine weitere Person, die in der linken Hand einen Stab oder eine Lanze, mit ihrer Rechten einen grossen ovalen Schild hält.

Der Aufbau der Malerei ist heute nur teilweise geklärt, denn zu viel liegt noch unter den Kalktüncheschichten und was freiliegt, ist beschädigt und daher Fragment. Auf das frisch geglättete Intonaco legte der Maler einen Kalkanstrich, auf dem er sofort mit rotem Ocker grosszügig die Formen der Darstellungen zeichnete. Zeichenhilfen, wie z.B. Schnurschlag, Zirkelschlag oder Ritzzeichnungen, wurden keine gefunden. In diese mit der Zeichnung markierten Flächen legte der Maler jeweils die Untermalungen und Lokaltöne ohne jede Nuancierung an. Diesen pastos aufgetragenen Farben mischte er teilweise Kalk zu. Der Kalkanstrich, die Untermalungen, die Lokaltöne und auch die Schattenlasuren erfolgten in Freskoauftrag.

Die Gesichter haben einen komplizierten Aufbau von sieben bis acht Malschichten, nämlich von unten nach oben folgende Arbeitsgänge:

1. Die rote Vorzeichnung.
2. Eine Untermalung mit einem hellgelben Inkarnatston, womit die Vorzeichnung wiederholt wurde.
3. Eine erste Modellierung des Gesichtes mit braunen Schattenlasuren, die teilweise durch einen deckenden Auftrag dunkel erscheinen.
4. Ein zweiter Inkarnatston, gleich dem ersten.
5. Schliesslich wurden die Weisshöhungen gesetzt.
6. Die Schattenlasuren wurden wiederholt, bzw. die ausgesparten Flächen auf dem ersten Inkarnatston verstärkt.
7. Zum Schluss folgte das Rot auf Wangen, Kinn, Stirn und Mund.

Der maltechnische Aufbau, das Farbprogramm und die vorherrschenden Rottöne sind der karolingischen Malerei in der Klosterkirche sehr ähnlich. Die Pinselführungen der Lichthöhungen sind in der Kapelle etwas derber als jene auf den Malereien der Kirche. Vor allem unterscheiden sie sich in der Art, wie die Schatten der Gesichter und das Wangenrot gemalt sind. Die Köpfe der Malereien in der Kirche zeigen fein abgestufte Schattenlasuren. Jene der Kapelle hingegen sind mit breiten, knapp schattierten Konturen gemalt und das Wangenrot ist kontraststark neben die Weisshöhungen gesetzt.

Der mehrschichtige Aufbau der Wandmalerei hat innerhalb der Schicht für die braunen Schatten (zwischen dem ersten und zweiten Inkarnatston) besonders schlecht abgebunden und bildet dort eine gefährliche Schwachzone, die den Zerfall der Malerei begünstigt.

Die Freilegung und Konservierung der Malereien an der Westwand

Am südlichen Teil der oberen Westwand haben sich die Übermalungsschichten (1 bis 5) an vielen Stellen durch Oberflächenspannungen von der Wand gelöst. Sie sind blasenförmig von der Wand abgehoben und zudem nicht selten am Scheitel der Blase gerissen. Meistens kleben jeweils die Oberflächen der Malereien an den Rückseiten dieser Übertünchungen. Mitgerissen wurden jeweils die Oberflächen dieser Malereien. Der in sechs bis sieben Arbeitsgängen ausgeführte Schichtaufbau der Inkarnate wurde dadurch halbiert. Bereits sind viele der losen Übertünchungsschichten heruntergefallen und mit ihnen auch Malschichten. Was zurückblieb, sind teilweise nur noch unkenntliche Ruinen. Wie Untersuchungen an diesem Wandbild zeigten, gab es noch weitere, höchst gefährdete Stellen, die dringende Konservierungsmassnahmen forderten. Es galt, die an den Rückseiten der Tünche klebenden Malschichten an den ursprünglichen Platz zurückzukleben. Dies war aber bei dem mehrere Millimeter starken Schichtpaket aus Kalkübertünchungen und Malerei nur möglich, wenn man die Oberflächenspannung reduzierte. Dabei musste man von einer intakten Anschlussstelle ausgehen und dort das Schichtpaket der Übertünchungen so reduzieren, dass es sich spannungsfrei zurückkleben liess. Vor dem Zurückfixieren wurden zudem die wischenden Farbschichten mit Kieselsäureester gefestigt. Nach einer Woche konnte man die vorbehandelte Partie zurückkleben, was mit vorhydrolysiertem Kieselsäureester geschah, der in den Hohlraum gespritzt wurde. Nicht erhalten werden konnten lose Schichten, die in Kavernen gefallen waren.

Erst nach dieser Behandlung liessen sich die restlichen Übertünchungen entfernen und die freigelegten Malereien konservieren. Für die Konservierung war also die vorherige Freilegung der Bildschicht nicht zu umgehen.

Schadensursachen

Am inzwischen freigelegten Stück des Wandbildes liessen sich nun die Schadensursachen weitgehend klären. Grosse Verluste und Schäden entstanden durch die Schwächen der Maltechnik. Ferner finden sich Verluste durch Verwitterungseinflüsse. Sie konzentrieren sich auf die obere südliche Hälfte des Bildes. In diesem

Bereich sind die Farben teilweise durch Wasser weggespült und durch Frostsprengungen stark reduziert worden. Stellenweise ist sogar das Intonaco millimetertief abgebaut. Ein solch massiver Verlust deutet darauf, dass das Dach über diesem Bildbereich während langer Zeit stark beschädigt war.

Ferner finden sich Verluste durch mechanische Einwirkungen. Quer über die Köpfe der nördlichen Figurengruppe verläuft eine breite, lange Kratzspur, auf der sich teilweise Reste der ersten Übermalung (der romanischen Malerei der Schicht 5) finden. An anderen Stellen ist die Malerei durch Hack- und Schabspuren spachtelähnlicher Werkzeuge verletzt, mit denen man einst lose Übermalungen entfernte. Diese Beschädigungen lassen sich relativ datieren, denn über diesen Verluststellen liegen jeweils direkt die Übermalungen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Damit wäre anzunehmen, dass die vorromanische Malerei seit 1889 bereits teilweise sichtbar war.

Im Laufe der Arbeit wurde festgestellt, dass auch an der Süd- und vor allem an der Nordwand höchst gefährdete Wandmalereibereiche derselben Epoche vorkommen. Es sind vorwiegend Stellen mit Inkarnaten, die in einer künftigen Konservierungsetappe dringend gesichert werden müssen.

Oskar Emmenegger/Hans Rutishauser

Die Neunutzung der Torre Fiorenzana in Grono

Am Nordostrand des Dorfes Grono steht die Torre Fiorenzana, ein hochmittelalterlicher Wohnturm aus dem 12. Jahrhundert. Der fünfgeschossige Bau erhebt sich über rechteckigem Grundriss, dessen Schmalseiten hangparallel ausgerichtet sind. Die Mauern im Erdgeschoss sind 85 cm stark, jene in den Obergeschossen bis zum Dach noch 80 cm. Das flachgeneigte Satteldach steht giebelständig zum Tal und ist mit Steinplatten gedeckt. Der First und der Dachfuss sind berg- und talseits mit insgesamt sechs Zinnen bekrönt, diese schliessen heute flach, scheinen aber, nach einer Foto von 1930, in Schwalbenschwanzform geendet zu haben. Die obersten Steinlagen der Giebelmauern, wie auch die Zinnen, gehören zu einer jüngeren Instandstellung; vielleicht entstanden sie gleichzeitig mit dem Neubau des gesamten Dachstuhls.

Das Mauerwerk des Turmes ist durchwegs aus eher kleinteiligen Gneissteinen gefügt, die fast handquadratig in regelmässigem Lagerverband geschichtet sind. Ein Rasa pietra-Verputz mit deutlichem Fugenstrich ist in den Hauptgeschossen

Abb. 13: Talfront nach der Konservierung.

noch teilweise erhalten. Alle vier Gebäudeecken sind mit einem sorgfältig gefügten Eckverband aus Bossenquadern mit Saumschlag eingefasst. Ins Erdgeschoss führt eine neuere, in die Südfront eingebrochene, rechteckige Türe, ursprünglich bestand wohl nur eine interne Erschliessungstreppe. In der Nordostecke führt ein jüngerer Gang schräg abwärts in einen überwölbten Keller, der nordöstlich ausserhalb des Turmes in den Boden eingetieft ist.

Im Erdgeschoss der Südwestwand sind nachträglich zwei grosse Rundbogenfenster ausgebrochen worden, ein Geschoss höher zudem ein grosses Rechteckfenster. Bei allen drei Fenstern weisen vorspringende Gesimssteine aus Gneis, Eisenangeln für Fensterläden, sowie fehlende Gewändesteine des Sturzes oder der Leibungen auf neuere Ausbrüche des 19. oder frühen 20. Jahrhunderts. Die Rundbogenausbrüche wurden 1995 wieder zu Scharten verkleinert, entsprechend vorhandener Reste, und das störende Rechteckfenster vollständig zugemauert.

Alle übrigen Tür-, Fenster- und Lüftungsöffnungen stammen wohl noch aus dem Mittelalter. Nicht sicher geklärt ist der originale Zugang. Heute betritt man den Turm im zweiten Geschoss über eine gemauerte Treppe mit Podest durch eine Rundbogentüre in der bergseitigen Wand. In der gegenüberliegenden talseitigen Südostwand öffnet sich eine analoge Rundbogenöffnung (nicht wie bei Clavadetscher/Meyer erwähnt im dritten Geschoss). In diesem Eingangsgeschoss ist der schräge Rauchkanal einer Kaminanlage erhalten.

Das dritte Geschoss war wohl das Hauptwohngeschoss. Talseitig (Südost) öffnen sich zwei Rundbogenfenster mit sorgfältig gehauenen Keilsteinen, gegen Nordosten zur Strasse nach Verdabbio ist ein quadratisches Fenster gerichtet, während sich gegen die Bergseite zwei schmale Scharten öffnen. Nahe der Ostecke ist in der Nordostmauer eine Abortnische ausgespart.

Im vierten Geschoss sind aussen an der Südost- und Nordostwand je acht bzw. neun ausgesparte schräge Nischen für Stützkonsolen einer ehemaligen Holzlaube festzustellen, ebenso je vier Steinkonsolen für die Pfetten des ehemaligen Pultdaches über der Laube und gemauerte Traufkanten als Dachanschluss. Die Zugangstüre mit Rundbogenöffnung auf diese Holzlaube liegt in der Nordostmauer. Im Bereich der Konsolnischen an der Südostwand wurde, wohl im 16. Jahrhundert, eine querrechteckige Fläche mit Glattputz bedeckt, und zwar erst nachdem die Holzlaube nicht mehr bestand. Dieses Putzfeld zeigte ehemals die Wappen der Drei Bünde, heute ist diese heraldische Zier gänzlich verwittert.

Das fünfte, oberste Geschoss wird in jeder Wand durch ein quadratisches Fenster belichtet. Gegen Nordosten hin sind zudem mehr als ein Dutzend quadratische Öffnungen von Balkenlochgrösse über die ganze Wand verteilt. Werner Meyer vermutet, es handle sich um Lüftungslöcher zum Trocknen von Nahrungsmitteln. Es könnten allenfalls Fluglöcher für Tauben sein, deren Eier und

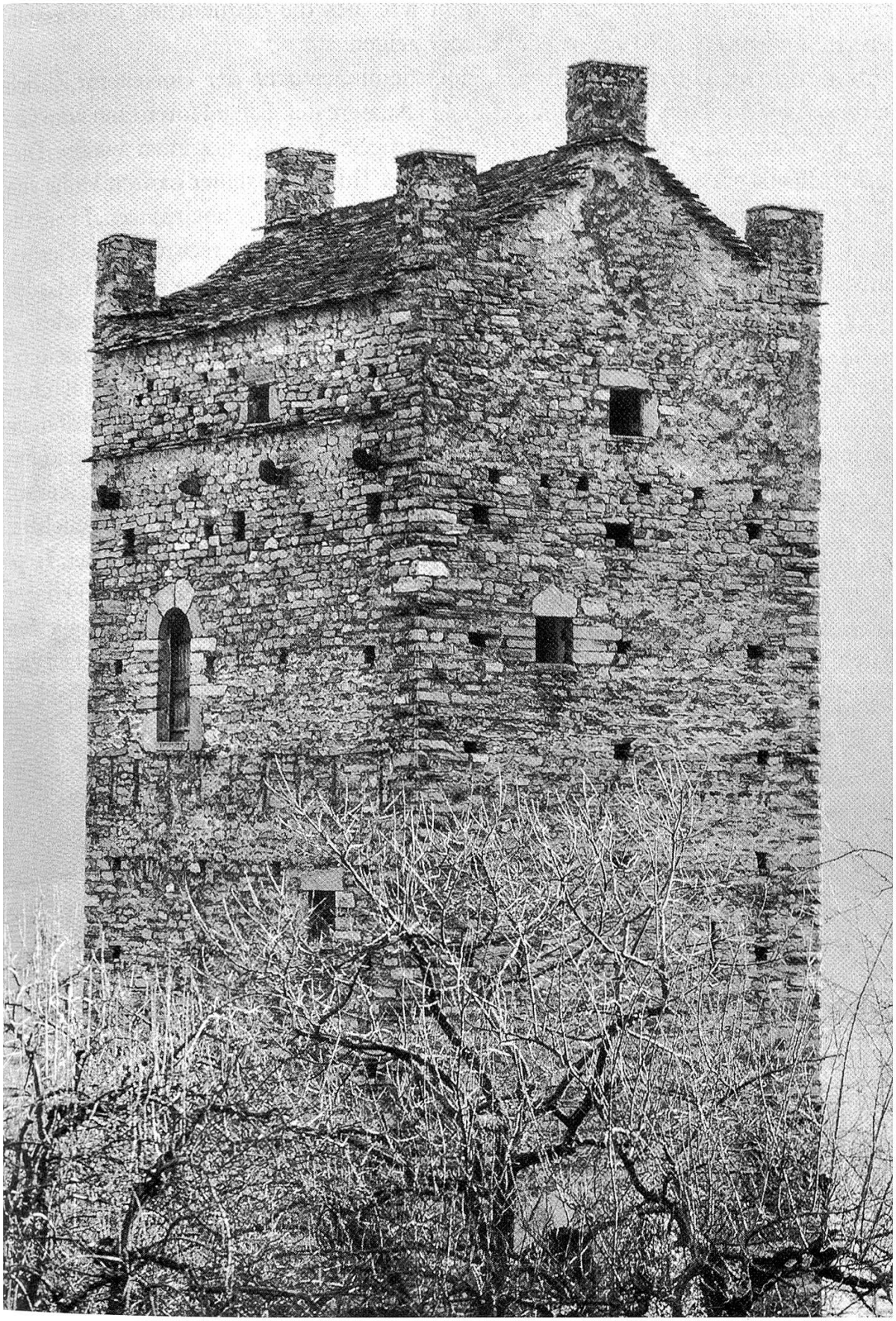


Abb. 14: Bergseite mit Laubenaustritt.

Jungvögel damals schon begehrt waren, wie dies die Brutnischen im obersten Geschoss der Torre di Pala in San Vittore zeigen.

Vor zwanzig Jahren ist anlässlich einer Seminarwoche der Universität Zürich unter der Leitung von Prof. Sennhauser das Äussere der Torre Fiorenzana vom Gerüst aus untersucht und im Massstab 1:50 steingerecht aufgenommen worden. Diese Arbeit konnte die einheitliche Bauweise des Turmes in seiner ganzen Höhe von rund 20 Metern vom Erdgeschossboden bis zur Giebelpfette nachweisen. Ebenfalls zu dieser einheitlichen Bauetappe gehören die zahlreichen rechteckigen Gerüstbalkenlöcher. Nach der Bauforschung wurden 1978 am Äusseren an den Fassaden Löcher gestopft, Verputze gesichert und die Platten des Steindaches neu verlegt.

Als Vorbereitung für die geplante Neunutzung des seit Jahrzehnten ungenutzten Turmes als Kulturarchiv des Moesano wurde der Turm 1991 vom Bauforscher der Kantonalen Denkmalpflege, Augustin Carigiet, im Inneren vollständig untersucht. Seine Arbeit schloss an die Untersuchungen von 1977 an und konnte auch im Inneren keine Hinweise auf verschiedene Bauetappen finden. Zudem liess sich nachweisen, dass alle erhaltenen Teile des Innenausbaues zweifelsfrei nachmittelalterlich waren, nämlich alle Geschossbalken, alle Bodenbretter, Treppeneinbauten und der gesamte Dachstuhl. Die neueren Balken waren geringer dimensioniert, nämlich nur 15 × 16 cm statt 22 × 22 cm wie die ursprünglichen. Auch waren die neuen Balken nur teilweise in die originalen Balkenlöcher verlegt, meist jedoch in neu ausgebrochene eingebaut worden.

Im ganzen Gebäude war kein einziges Stück Holz aus der Bauzeit des 12. Jahrhunderts erhalten. Die originalen rechteckigen Balkenlöcher und die Aussparungen der Verstärkungsbalken im Mauerkern liessen zwar die originale Bauweise und Geschossabfolge lückenlos erkennen, aber eine dendrochronologische Bestimmung der Hölzer und damit der Bauzeit war leider nicht mehr möglich.

Man darf annehmen, dass der Turm nach einer Zerstörung in nachmittelalterlicher Zeit für längere Zeit ohne Dach der Witterung preisgegeben war. Nur so lässt sich das gänzliche Fehlen originalen Bauholzes erklären. Zudem sind vom mittelalterlichen Innenputz nur wenige Quadratmeter erhalten geblieben. Die Holzeinbauten und die Innenputze sind wohl entweder langanhaltenden Feuchte- bzw. Frostschäden zum Opfer gefallen oder die auslösende Schadensursache war ein Brand.

So bedauerlich das Fehlen mittelalterlicher Ausstattung ist, dies hat eine Neugestaltung und Neunutzung eher vereinfacht. Die Architekten Fernando Albertini und Gabriele Bertossa hatten zusammen mit Ingenieur Giulio Belletti, begleitet von der Kantonalen Denkmalpflege, ein qualitätsvolles Ausbauprojekt erarbeitet. Hauptgrundsätze waren dabei, die originale Bausubstanz des Mittelalters nicht zu beschädigen, die Neubauteile in zeitgenössischer Form anzuwenden und störende jüngere Eingriffe zu beheben.

Abb. 15: Bodenrost (ohne Holzeinlagen).

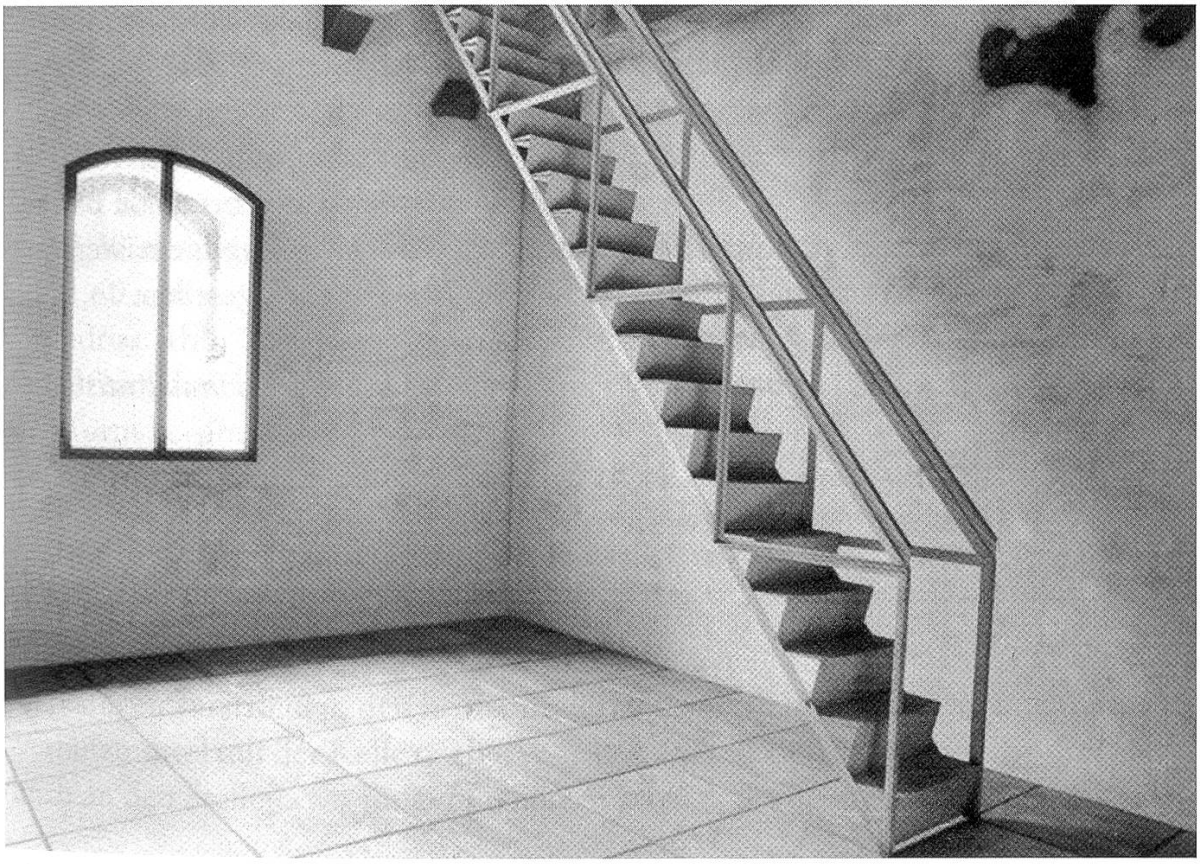


Abb. 16: Zweites Obergeschoss, innere Eisenfenster und Metalltreppe.

Von den jüngeren Einbauten wurden nur Dachstuhl und Dachhaut sowie die Türöffnung samt Türflügeln der Erdgeschosstüre beibehalten. Die Tragbalken der Geschosse bestehen neu aus verleimten Holzbindern, die in Eisenschuhen aufliegen, die ihrerseits in die originalen Balkenlöcher eingelassen sind. Die Böden bilden je ein Gitterrost mit 60 auf 60 cm grosser Fachweite. In diese Zwischenräume sind Tafeln aus Kastanienholz verlegt. Der Gitterrost und damit der Boden hat rundum einen geringen Abstand von wenigen Zentimetern zur weitgehend neu verputzten und weiss gekalkten Wand, so dass das Streiflicht über mehrere Geschosse durchscheint. Treppenwangen und Treppenhandläufe sind aus Profileisen, die Treppenstufen aus Riffelblech. Die Fenster sind mit schlanken Eisenprofilen im neuen Innenputz eingelassen. Diese innen angeschlagenen Fenster lassen den Blick frei auf den ablesbaren Apparat der mittelalterlichen Verschlüsse, nämlich Drehangellöcher und Sperrbalkenaussparungen.

Aus zeitgenössischen Quellen und aus Originalresten ist ungefähr bekannt, wie Balken-, Boden- und Treppenkonstruktionen im Hochmittelalter ausgesehen haben. In der Torre Fiorenzana wollten wir jedoch nicht das Mittelalter imitieren, wie das wohl noch vor 100 oder 50 Jahren bedenkenlos ausgeführt worden wäre. Zudem hätte der Einbau massiver Holzbalken nicht ohne Eingriffe in die historische Mauersubstanz ausgeführt werden können. Wir glauben, dass bei der schlichten, aber qualitätvollen zeitgenössischen Gestaltung des Innenausbaus der Torre Fiorenzana mit der historischen Bausubstanz respekt- und verantwortungsvoll umgegangen wurde. Das Neue bleibt ablesbar, das Alte hat nichts von seiner Stärke und Kraft eingebüsst.

Die Denkmalpflege hat dafür zu sorgen, dass nicht geschönte, aber verfälschte historische Kulissen entstehen, sondern dass möglichst viel originale Bausubstanz in authentischer Form erhalten bleibt. Neues soll sich in zeitgemässer Sprache mit Gestaltungsqualität und Rücksicht zum Bestehenden gesellen.

Hans Rutishauser

Literatur:

- Meyer Werner: Burgen der Schweiz, Band 2. Kantone Tessin und Graubünden (italienischsprachiger Teil), Zürich 1982
- Clavadetscher Otto P./Meyer Werner: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984

Die Burgruine Campell/Campi in Sils i.D.

Mit dem «Burgenbuch von Graubünden» hat Erwin Poeschel bereits 1930 ein wertvolles Nachschlagewerk zum Bündner Burgenbestand herausgegeben. Dieses wurde im Rahmen eines Nationalfondsprojektes nach einer Neuüberarbeitung durch Otto P. Clavadetscher und Werner Meyer 1984 neu aufgelegt.[7] Es zeigt den aktuellen Stand der Burgenforschung in Graubünden. Die Beschreibungen der Burgen umfassen in knapper Formulierung die Schilderung der erhaltenen Baureste und – soweit möglich – eine baugeschichtliche Analyse. Letztere konnte, angesichts der Vielzahl an Objekten, jeweils lediglich summarisch behandelt werden.

Wenn an einem Einzelobjekt Sicherungsmassnahmen vorgenommen werden, müssen auch die baugeschichtlichen Befunde am eingerüsteten Objekt neu überprüft werden. Erst vom Gerüst aus sind Detailuntersuchungen am aufgehenden Mauerwerk möglich. Bei der Burgruine Campell/Campi ergaben diese wertvolle Neuerkenntnisse zur baulichen Entwicklung der Burganlage (Abb. 17).

Der Wohnturm im Zentrum der Anlage (Phase 1)

Der älteste fassbare Baubestand auf dem länglichen, gegen Osten in die Albulaschlucht vorragenden Felssporn ist der Hauptturm. Die unterschiedlichen Mauerstärken des Turmes im Erdgeschoss zeigen, dass ein Angriff am ehesten von Westen her zu erwarten war. Die Westwand des Turmes wurde in einer Stärke von 2,30 m ausgeführt, die Nord- und Südwand weisen noch eine Mauerstärke von 1,60 m auf, während die Ostwand lediglich 1,40 m stark gebaut wurde (vgl. Grundriss Abb. 21). Diese bewusste Differenzierung der Mauerstärken deutet darauf hin, dass beim Neubau des Turmes keine weiteren Schutzmassnahmen um den Turm herum vorgesehen waren.

Der Turm wurde in der ältesten Phase vier Geschosse hoch gebaut. Die obere Grenze der ältesten Turmphase ist an der Aussenseite heute noch deutlich ablesbar. Oberhalb des vierten Geschosses endet der Pietra rasa-Verputz mit horizontalem Fugenstrich der ältesten Turmphase (Abb. 18).

Dieser Pietra rasa-Verputz wurde in einem zweiten Arbeitsgang in die Mauerwerksfugen verstrichen, den horizontalen Fugenstrich zog man im noch feuchten Verputzmörtel mit der Kelle nach (Abb. 19). Dieser Pietra rasa-Verputz findet sich auch an den Stellen, wo jüngere Mauern an den Turm anstossen.

[7] Clavadetscher Otto P./Meyer Werner: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984

Abb. 17: Die Burgruine Campell/Campi in Sils i.D., Zustand nach der Restaurierung.

Abb. 18: Die horizontale Baunaht an der Südfassade zeigt die ursprüngliche Höhe des Turmes (Phase 1).

Abb. 19: Der «Pietra rasa»-Verputz mit horizontalem Fugenstrich am Turm (Phase 1).

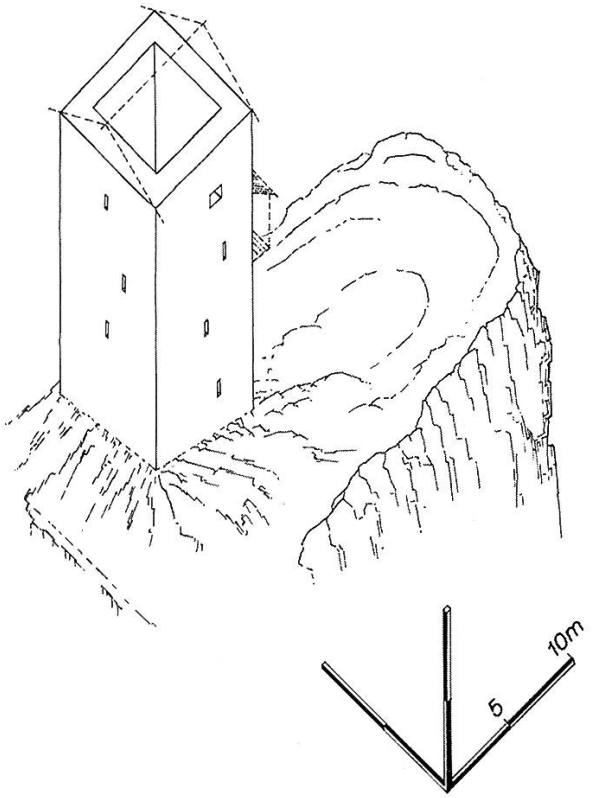


Abb. 20: Isometrischer Rekonstruktionsversuch zur Phase 1. Zeichnung DPG.

Dies ein weiterer Hinweis darauf, dass der Turm ursprünglich frei auf dem höchsten Punkt des Felssporns stand (Abb. 20).

Der Eingang zum Turm erfolgte durch den Hocheingang in der Ostwand des 3. Geschosses, den man über eine Aussentreppe erreichte. Die beiden oberen Geschosse des Turmes wiesen in der ältesten Phase bereits eine Wohnfunktion auf, was zwei über die Nordfassade vorkragende Aborterker belegen.

Zur Datierung der ältesten Turmphase ergaben die Untersuchungen keine Neuerkenntnisse. Obwohl im Turm noch Bauhölzer vorhanden waren, ergab die dendrochronologische Untersuchung der ältesten Turmphase keine Datierung. Dies lag daran, dass diese Hölzer klimabedingt relativ schnell gewachsen waren und daher wenig Jahrringe aufwiesen.

E. Poeschel datiert den Turm ins frühe 13. Jahrhundert. Die Burg mit der dazugehörenden kleinen Hofherrschaft war wohl bis ins 14. Jahrhundert im Besitze der Familie von Campell. 1298 erscheint Egen v. Campell, welcher der Kirche von Chur von Gütern zu Portein und Dalin am Heinzenberg eine Abgabe zu leisten hatte. In Folge einer Fehde mit den Freiherren von Rhäzüns sollen die Burg zerstört und die Campell vertrieben worden sein.[8]

[8] Poeschel Erwin: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930, S. 201

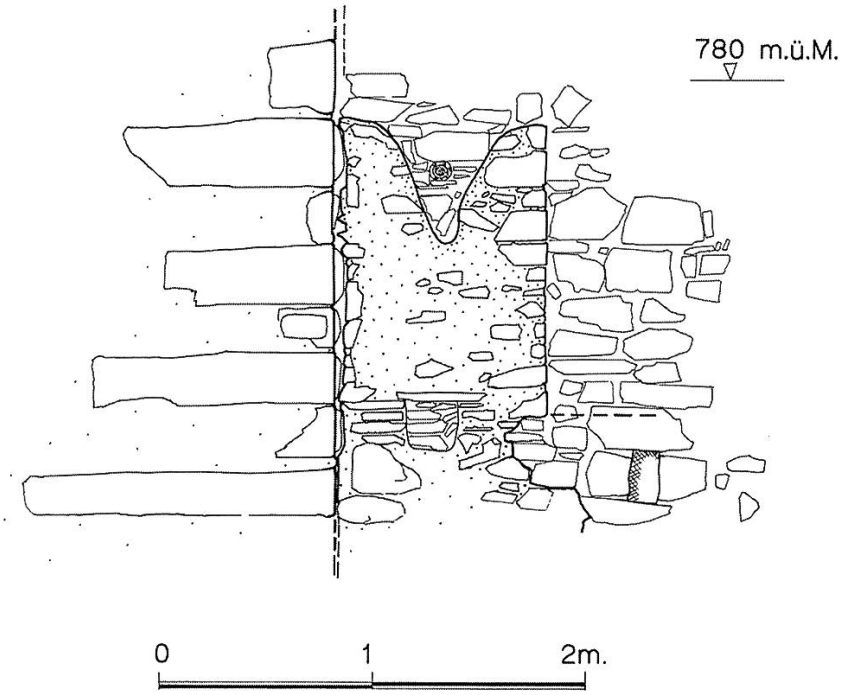


Abb. 21: Erhaltene Schwalbenschwanzzinne zum Wehrgang der Phase 2. Zeichnung DPG.

Der Neubau des Osttraktes und des Zwingers gegen Westen (Phase 2)

In einer zweiten Bauphase wird der Trakt östlich des Turmes neu errichtet; gegen Westen wird die Anlage durch den Neubau eines Zwingers befestigt. Diese Überbauung erfolgt in einem Zuge, die Mauern des Osttraktes und jene der Zwingeranlage gegen Westen sind im Verband gemauert (Abb. 22).

Die Zwingermauer gegen Westen wurde auch in dieser Phase am stärksten ausgebildet (1,50 m). Entlang der Aussenseite des Zwingers legte man einen künstlichen Graben an. Den Eingang in der Westwand des Zwingers erreichte man somit lediglich über eine Brückenkonstruktion, welche bei Gefahr wohl eingezogen werden konnte.

Im Zwinger bestand ein Wehrgang gegen Westen. In der Brüstungsmauer des Wehrganges bestanden schmale Scharten, darüber wies die Zwingermauer gegen Westen, Norden und Süden einen Zinnenkranz auf. Die Eckzinnen standen pfeilerförmig hoch, die übrigen Zinnen waren in Schwalbenschwanzform gebaut (Abb. 21). Diese Zinnenform kennt man von Burgen in den Südtälern (Mesocco, Norantola, Bellinzona), nördlich der Alpen trifft man diese Form kaum an.

In dieser Neubauphase wird die gesamte Fläche des gegen die Albulaschlucht vorragenden Felssporns überbaut. Die sich gegen Osten verjüngende Grundrissform des Osttraktes entspricht der Topographie des Felsens. Die Aussenmauern des Osttraktes wurden auf die Hangkante gestellt, zu knapp, wie der spätere Absturz der Nordostecke beweist. In den Osttrakt gelangte man durch eine

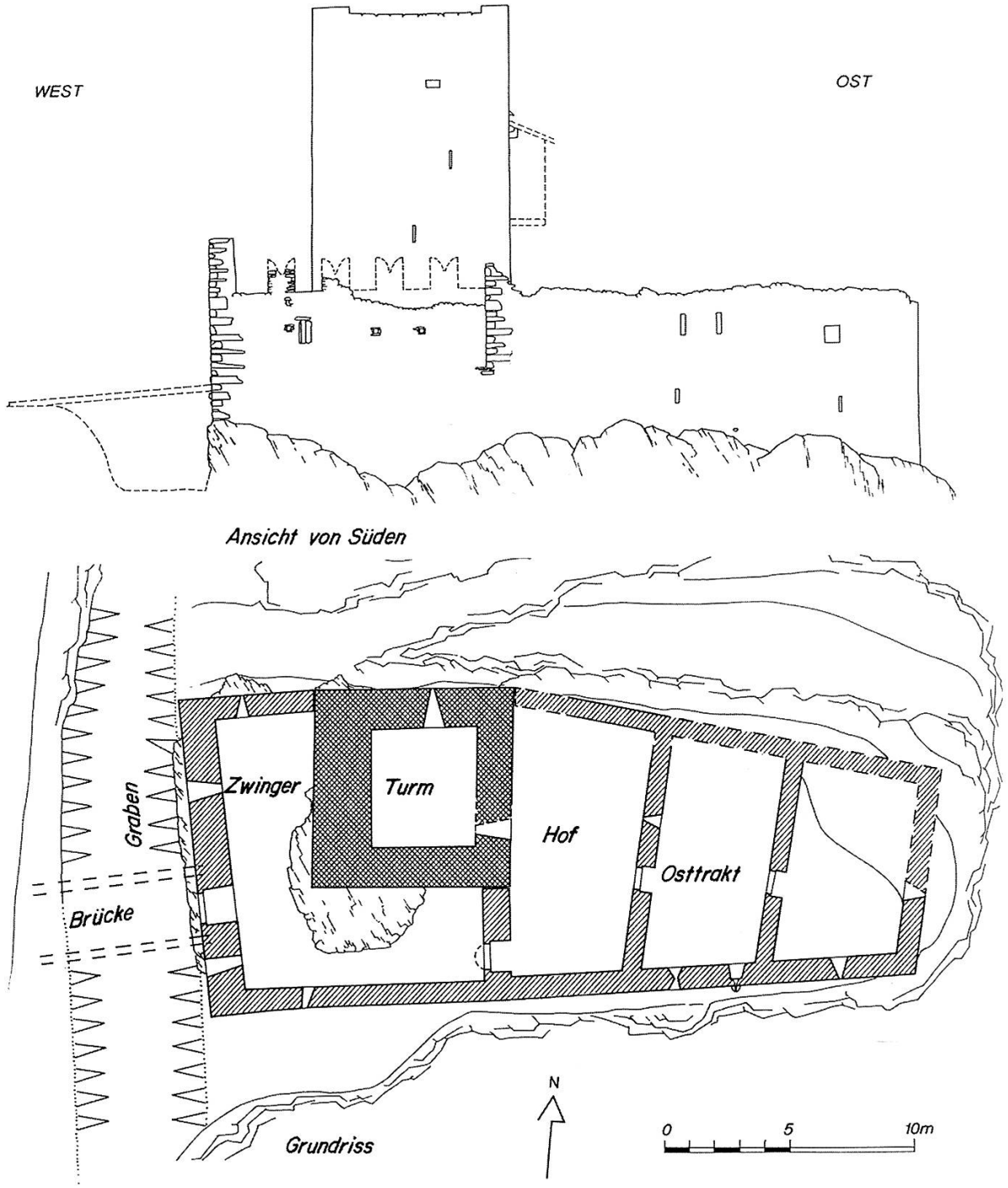


Abb. 22: Die Burganlage Campell/Campi nach der Bauphase 2, Ansicht von Süden und Grundriss. Zeichnung DPG.

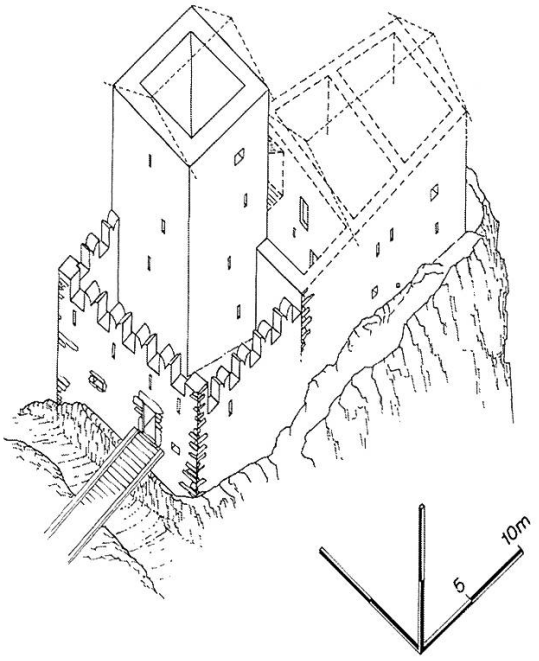


Abb. 23: Isometrischer Rekonstruktionsversuch zur Phase 2. Zeichnung DPG.

Rundbogentüre vom Zwinger her. Östlich des Turmes bestand ein offener Hof, von welchem aus eine Aussentreppe zum Hocheingang des Turmes führte. Östlich dieses Hofes wies der Osttrakt zwei ebenerdige Räume auf. Der westliche dieser Räume kann auf Grund eines Ausgusses in der Südwand als Küche interpretiert werden. Im Obergeschoss bestanden zwei Wohnräume (Abb. 23).

Auch zu dieser Phase 2 ergaben die Untersuchungen keine Datierung. Klar ist, dass der Neubau des Zwingers und des Osttraktes jünger als der Turm sind. Gegen Ende des 14. Jh. gelangte die Burg an die Herren von Schauenstein. In diesem Zusammenhang wird erwähnt, dass die Burg «inzwischen wieder aufgebaut» worden sei. Es wäre denkbar, dass dieser erwähnte Wiederaufbau sich auf den Neubau des Osttraktes und des Zwingers gegen Westen bezieht.

Die Aufhöhung des Turmes und ein Neubau im Nordteil des Zwingers (Phase 3)

In einer 3. Bauphase setzt die bauliche Weiterentwicklung innerhalb der gegebenen Umfassungsmauern ein. Der bestehende Turm wird um 8 Meter aufgehöht und erreicht somit die stattliche Höhe von ca. 24 Metern. Im obersten Geschoss des Turmes wird eine gegen Westen vorkragende gedeckte Laube errichtet. Der Turm wurde mit einem innenliegenden Pultdach eingedeckt. Dieses von aussen nicht sichtbare Pultdach konnte wohl begangen werden. Dies beweisen horizontale Geländerhölzer in den Zinnenluken. Sowohl von der neuen Laube als auch

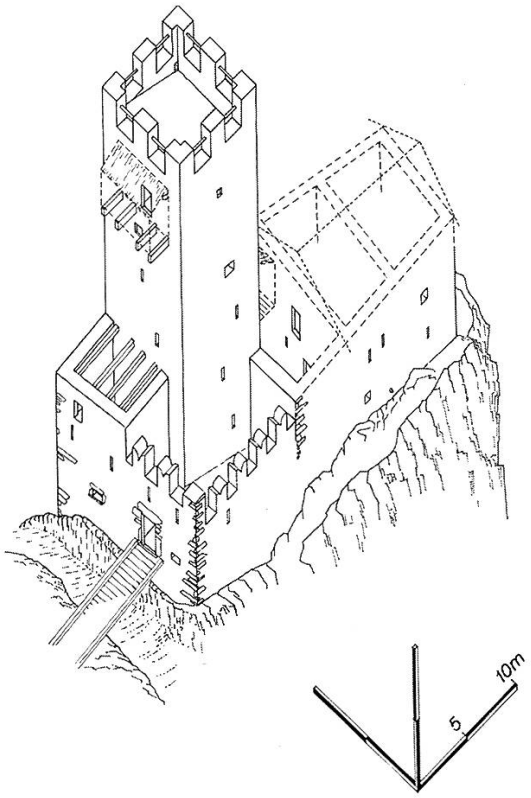


Abb. 24: Isometrischer Rekonstruktionsversuch zur Phase 3. Zeichnung DPG.

vom Dach aus war die nähere Umgebung der Burganlage gut überschaubar. In der gleichen Phase wird im Nordteil des bestehenden Zwingers ein 1-raumgrosser, turmartiger Neubau erstellt. Dieser war mindestens 2 Geschosse hoch und überlagerte den Nordteil des bestehenden Wehrganges des Zwingers. Ein Ausguss in der Nordwand deutet darauf hin, dass in diesem Bau eine Küche bestand. Der Südteil des Zwingers blieb in dieser Phase weiterhin bestehen (Abb. 24).

Der Neubau des Palas (Phase 4)

In einer weiteren Neubauphase wird der wehrhafte Zwinger gegen Westen vollständig aufgegeben, an dessen Stelle wird ein dreigeschossiger Palas neu gebaut. Dabei wird der Eingang zur Anlage an die Südaussenseite verlegt. Der neue Palas wies oben einen umlaufenden Kranz aus Schwalbenschwanzzinnen auf. Das Dach des Palas, ein Giebeldach mit gegen Süden gerichtetem First, lag innerhalb dieses Zinnenkranzes. Die Lage des Firstes liess sich auf Grund eines Mörtelnegativs an der Südaussenwand des Turmes nachweisen (Abb. 25). In den oberen zwei Geschossen des Palas waren Wohnräume eingerichtet. Die Bodenbalken des obersten Geschosses kragten gegen Norden und Süden über die Fassade aus. Auf diesen vorkragenden Balken lagen gedeckte Lauben auf (Abb. 26).

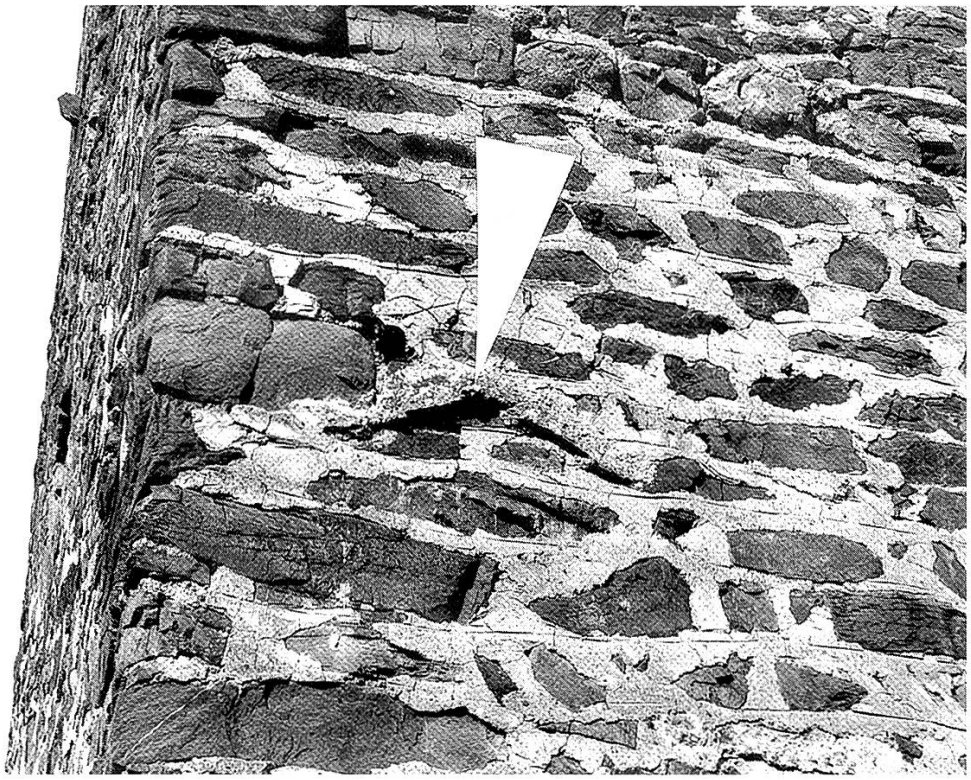


Abb. 25: Mörtelnegativ des Dachfirstes zum Palas der Phase 4, an der Südwand des Turmes erhalten geblieben.

Der Neubau des Palas dürfte ins 15. oder 16. Jahrhundert zu datieren sein. Ende des 15. Jh. ist in Campi die Familie der Rinken belegt, im 16. Jh. wiederum die v. Schauenstein. 1562 erscheint ein Magister Zuan filius Alberti Maröl de Fasciatis als «habitans Castri Campelli vallis thomliaschae», danach wird Campi von Landeshauptmann Hercules v. Salis-Rietberg käuflich erworben.

Der Palas bestand bis zu einem verheerenden Brand, durch welchen die gesamte Anlage zerstört wurde. Dieser Brand muss Anfang des 17. Jahrhunderts, sicher vor 1635, die Burganlage heimgesucht haben. In dieser Zeit der «Bündner Wirren» wäre es durchaus denkbar, dass die Zerstörung der Burganlage im Zusammenhang mit den damaligen Kriegsereignissen erfolgte.

Der Wiederaufbau des Palas, datiert 1635 (Phase 5)

Nachdem die gesamte Burganlage im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts durch einen Brand zerstört worden war, erfolgte nochmals ein Wiederaufbau der Anlage. In dieser jüngsten Wiederaufbauphase wurden der Palas und die unteren Stockwerke des Turmes neu ausgebaut, der Osttrakt blieb Ruine.

Im Palas konnten die Aussenmauern der Brandruine übernommen werden. Man erneuerte vor allem die Balkenlagen der einzelnen Geschosse. Die Lauben

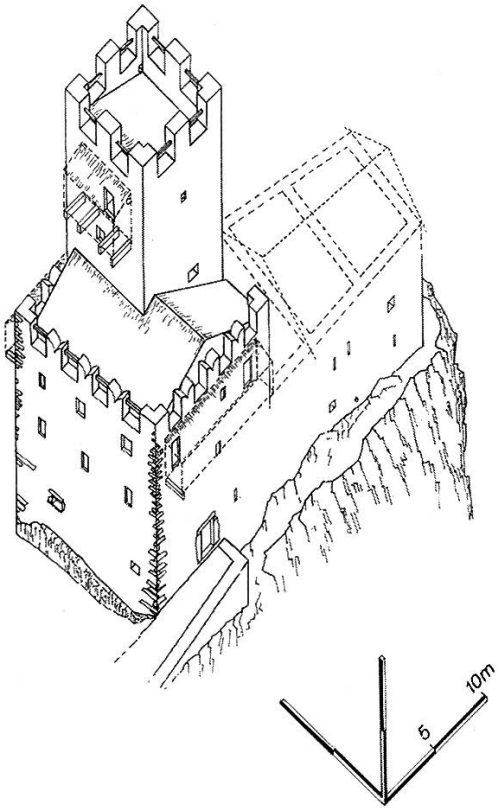


Abb. 26: Isometrischer Rekonstruktionsversuch zur Phase 4. Zeichnung DPG.

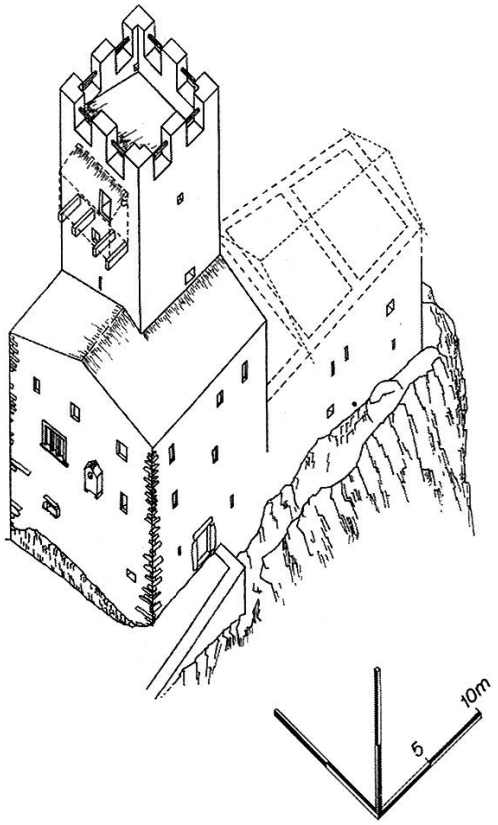


Abb. 27: Isometrischer Rekonstruktionsversuch zur Phase 5. Zeichnung DPG.

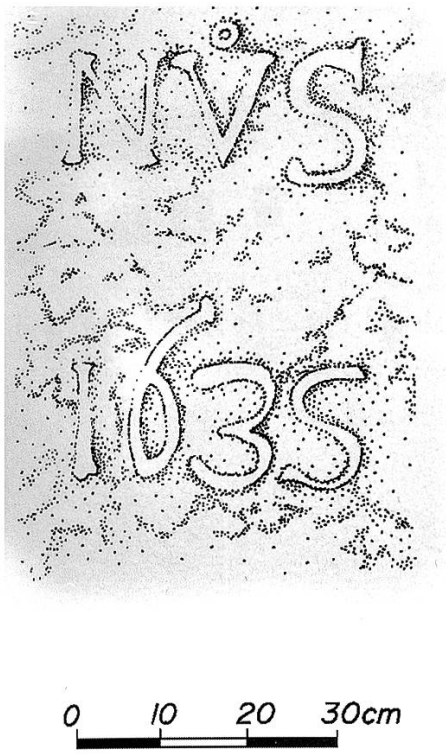


Abb. 28: Die Jahrzahl 1635 mit den Initialen NVS datiert die jüngste Wiederaufbauphase. Zeichnung DPG.

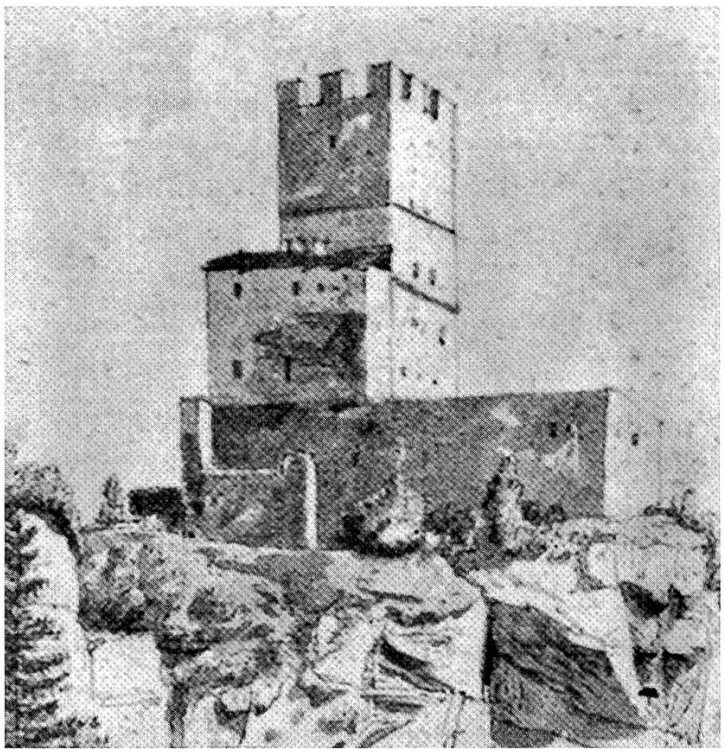


Abb. 29: Eine Zeichnung von J. Hackaert (dat. 1655) zeigt die Burg Campell/Campi nach der jüngsten Wiederaufbauphase.

an der Süd- und Nordfassade wurden in dieser Wiederaufbauphase nicht mehr hergestellt. Das neu aufgesetzte Giebeldach wies einen gegen Westen gerichteten First auf. Mit dieser neuen Dachform verschwanden auch die Schwalbenschwanzzinnen des Vorgängerpalas (Abb. 27).

Diese jüngste Wiederaufbauphase kann auf Grund der in den noch feuchten Verputzmörtel eingedrückten Initialen NvS und der Jahrzahl 1635 datiert werden (Abb. 28). Die Initialen NvS könnten sich auf Nikolaus v. Salis-Soglio (1580–1660) beziehen. Dessen Tochter, Maria Magdalena v. Salis-Soglio, heiratet 1635 Andreas v. Salis-Rietberg, welcher 1634 durch eine Schenkung in den Besitz der Hälfte der Burg gelangt war. Die andere Hälfte war im Besitze von Herkules v. Salis-Rietberg.[9] Diese Aufteilung der Burganlage könnte auch der Grund sein, dass in der jüngsten Wiederaufbauphase lediglich der Westteil der Anlage erneuert wurde. Eine Zeichnung von J. Hackaert, datiert 1655, zeigt die Burganlage im Zustand nach dem Wiederaufbau von 1635 (Abb. 29). Gemäss Sererhard war der Palas um 1700 «noch bei Dach», 1740 ist er bereits zerfallen.

Augustin Carigiet

[9] gemäss Mitteilung von Silvio Margadant, Staatsarchiv Graubünden

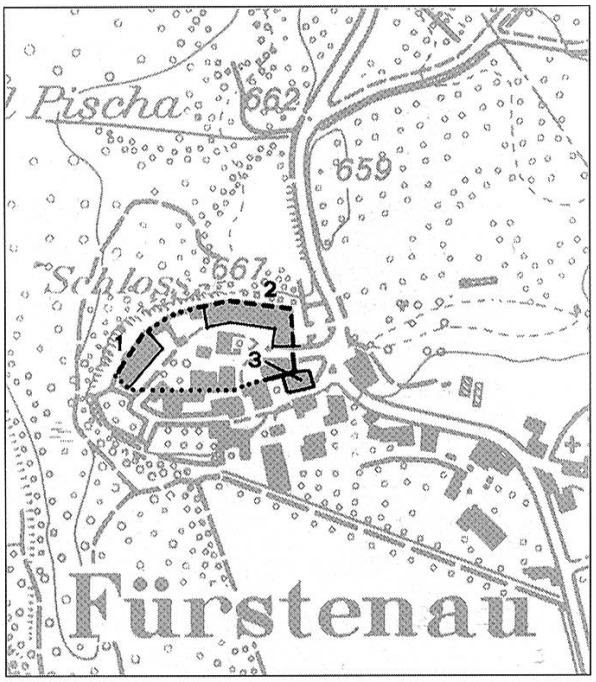


Abb. 30: Verlauf der Stadtmauern des Städtchens Fürstenau. Zeichnung ADG.

Abb. 31: Das Stoffelhaus in Fürstenau (3), vor der Restaurierung.

Das Stoffelhaus in Fürstenau

Fürstenau ist neben Chur, Maienfeld und Ilanz die vierte mittelalterliche Stadt von Graubünden. 1257 wird Fürstenau als bischöflicher Meierhof erstmals erwähnt, 1272 findet man die Erwähnung einer «Vesti», was auf das Vorhandensein einer Befestigungs- oder Ringmauer schliessen lässt. Diese soll unter Bischof Heinrich III. v. Montfort (1251–1272) gebaut worden sein. Durch Diplom König Karls IV. vom 13. Mai 1354 erhielt Bischof Ulrich V. (1331–1355) für diese seine Stadt das Recht auf Kerker, Stock und Galgen und auf die Abhaltung von zwei Jahrmärkten am Michaels- und Georgstag. Damit war Fürstenau auch im juristischen Sinn Stadt geworden.[10]

Die Konturen des alten Städtchens sind im Grundriss der heutigen Siedlung noch zu erkennen. Die Stadtmauer folgte der gegebenen Topographie des Hügelplateaus, ein Eingangstor darf nördlich des Stoffelhauses angenommen werden (Abb. 30).

[10] Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Graubünden, Bd. III, Seite 97 ff.

Die Stadtmauer des 13. Jahrhunderts (Phase 1)

Die ältesten Befunde im Stoffelhaus gehören zur ehemaligen Stadtmauer von Fürstenau. Diese ist in der Nordmauer des heutigen Hauses auf einer Länge von ca. 20 m noch erhalten. Dabei handelt es sich um den östlichen Teil der südlichen Ringmauer, welche noch im Bereich des heutigen Hauses einst gegen Norden in Richtung Schauenstein'sches Schloss abwinkelte. Das eigentliche Wohnhaus wurde später ausserhalb der Stadtmauer am Südostabhang gebaut (vgl. Phase 2).

In einer Sondierung wurde das Mauerwerk der Stadtmauer freigelegt. Das sauber lagenhaft gefügte Mauerwerk weist sog. Ährenverbandlagen auf (opus spicatum). Diese Art der Mauerung ist typisch für das 13. Jh. Ähnliches Mauerwerk weisen auch die in der gleichen Zeit entstandenen Stadtmauern von Chur und Maienfeld auf.[11]

Die Detailuntersuchung der Stadtmauer von Fürstenau steht noch aus. Möglicherweise wird diese im Zusammenhang mit der Restaurierung des Hauses grossflächig freigelegt.

Die Vorburg ausserhalb der Stadtmauer (Phase 2)

In einem Urbar von 1383 wird eine bischöfliche Besitzung in der Vorburg von Fürstenau erwähnt.[12] E. Poeschel vermutet, dass es sich bei dieser Erwähnung um das Stoffelhaus handeln könnte.

Tatsächlich wird Ende des 14. Jahrhunderts ausserhalb der Stadtmauer am Südostabhang ein stattliches Gebäude neu erstellt. Dieses weist im Grundriss einen grösseren östlichen Raum (10,0 × 5,50 m) und einen kleineren westlichen Raum (7,0 × 5,0 m) auf. Die beiden Räume sind getrennt durch einen 2,80 m breiten Mittelgang. Die «Vorburg» wies in der ursprünglichen Form drei Geschosse mit gleichem Grundriss auf. Der unterste östliche Raum mit Schartenfenstern und einem Verputz mit horizontalem Fugenstrich ist heute noch praktisch unverändert erhalten (Abb. 32).

Im Mittelgang des 2. Geschosses sind Wandmalereien zu dieser Vorburgphase erhalten geblieben. An der Ostwand ist eine Hirschjagdszene dargestellt. Von links her kommt ein Reiter in rotem Wams und grünem Beinkleid auf einem Schimmel. Ihm schreitet der Suchmann im langen Rock voran, den Leithund an der Leine, und stösst ins Horn. Die beiden Hatzhunde haben eben einen grossen

[11] Jahresbericht 1994, Neuere Untersuchungen zu den Stadtmauern von Chur und Maienfeld, S.140 ff.

[12] «domum seu caminatam sitam in atrio Fürstnow», Muoth G.C: Zwei sogenannte Ämterbücher des Bistums Chur, JHGG 1897, S. 63.

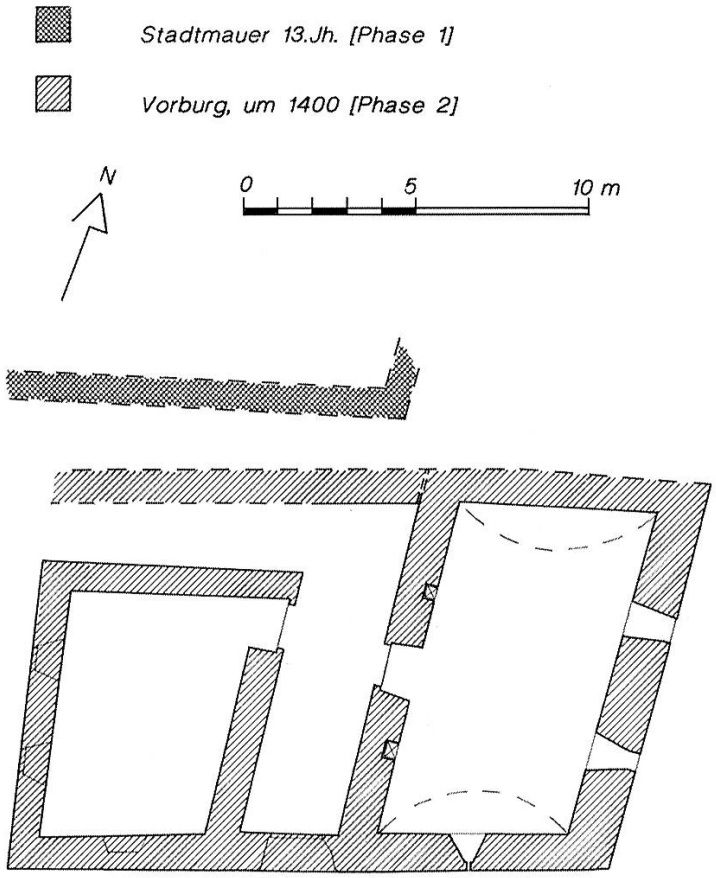


Abb. 32: Grundriss der Vorburg (Phase 2). Zeichnung DPG.

Achtender gestellt, der von einem Jüngling mit blondem Lockenhaar den Fang bekommt (Abb. 33). An der Südwand findet sich Simsons Kampf mit dem Löwen, der Mauerring der Stadt Thimnath und Fragmente von drei Bauern mit Kühen und einer Schafherde. Die Malereien an der Westwand sind bis auf Spuren eines Reiters und seinen Knappen durch starke Versalzung des Mauerwerkes zerstört. E. Poeschel datiert diese Malereien ins letzte Drittel des 14. Jh. Profane Wandmalereien aus dieser Zeit finden sich lediglich noch im Schloss Brandis in Maienfeld und im Schloss Rhäzüns.

Im 3. Geschoss der Vorburg bestand im grösseren östlichen Raum eine saalartige Stube mit einem vierteiligen Fensterwagen in Tuffstein gegen Süden und zwei Fenstern gegen Osten. Diese Befensterung deutet darauf hin, dass im Ostteil des obersten Geschosses der Vorburg der wohl wertvollste Raum eingerichtet war. Dieser Raum wurde jedoch im 19. Jh. letztmals umgebaut und neu ausgetäfert.

An den Aussenfassaden findet sich zu dieser Vorburgphase ein Verputz mit horizontalem Fugenstrich. Der Verputz wurde in Pietra rasa-Technik aufgetragen; d.h. der Mörtel wurde in die Mauerungslagen verstrichen, die am weitesten vorstehenden Steinköpfe blieben unverputzt. In den noch feuchten Mörtel wurden

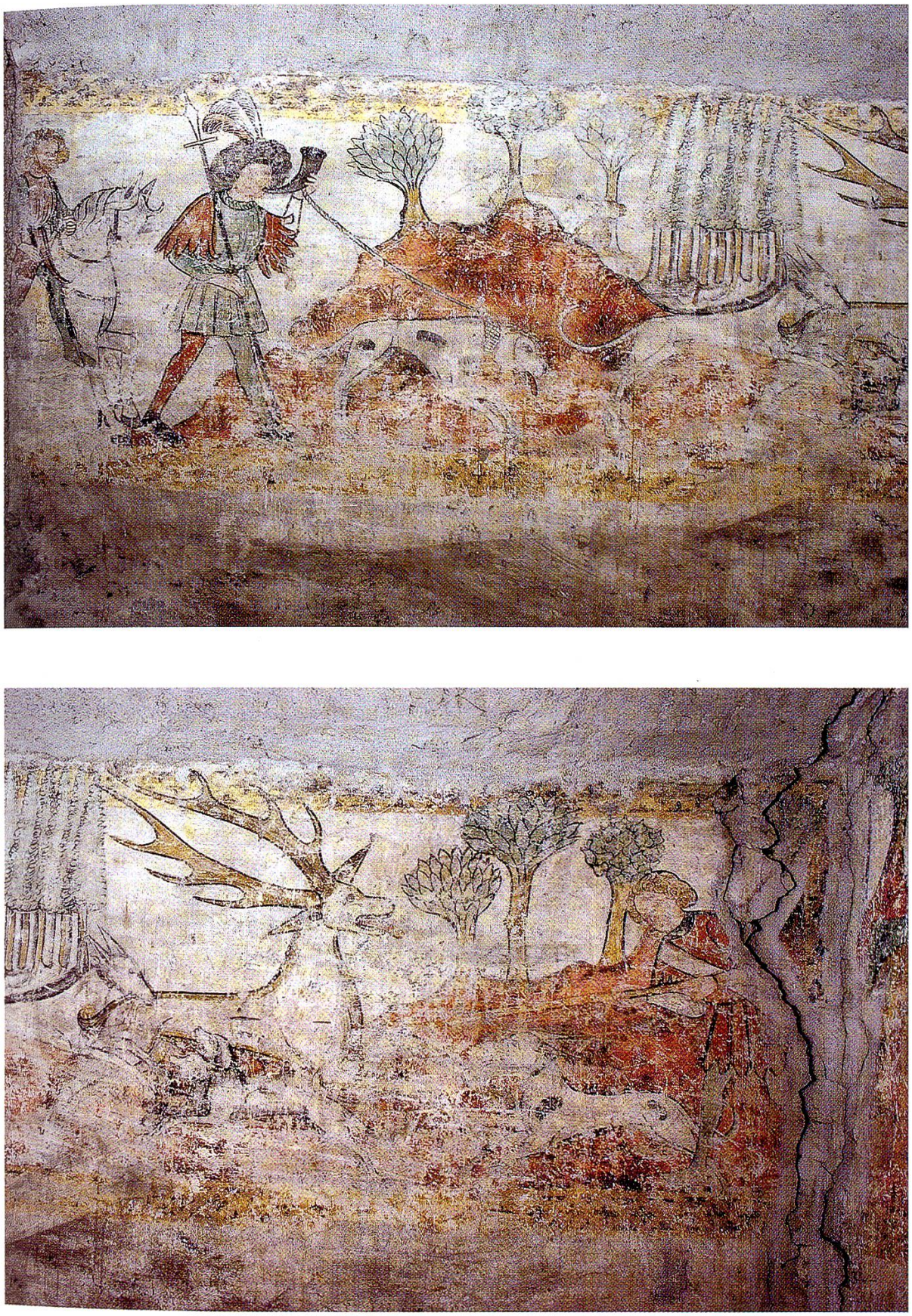


Abb. 33: Darstellung einer Hirschjagd; Wandmalerei im Mittelgang des 2. Geschosses der Vorburg (Phase 2). Foto ADG.

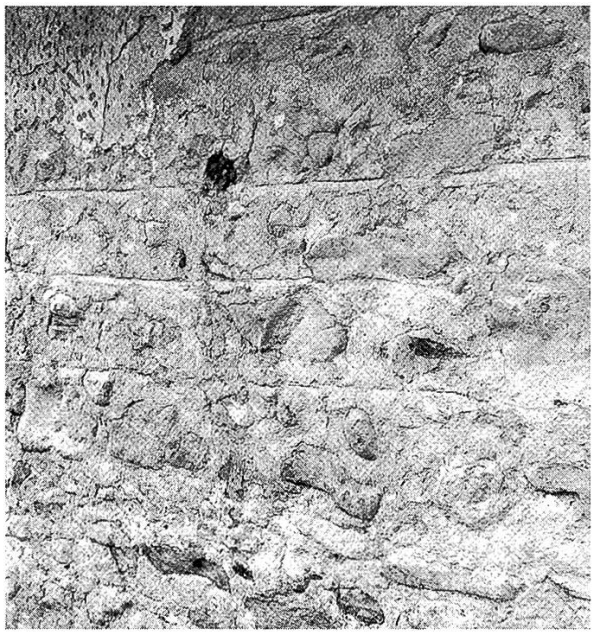


Abb. 34: Fugenstrichverputz an der Schauseite der Vorburg (Phase 2).

Abb. 35: Teilweise freigelegter Treppengiebel an der Südfassade (Phase 3).

die Mauerungslagen mit einem Fugenstrich nachgezogen. Mit dieser dekorativen Verputztechnik wurde lediglich die Schauseite der Vorburg ausgezeichnet. Der Fugenstrichverputz findet sich an der Ostfassade und am Ostteil der Nord- und Südfassade (Abb. 34). Gegen oben endet der Verputz der Vorburg oberhalb des 3. Geschosses in einer horizontalen Baunaht. Auf diesem Niveau muss einst das Dach der Vorburg aufgelegen haben. Zu diesem fanden sich keine Hinweise (Abb. 36).

Die dendrochronologische Untersuchung von Hölzern der Vorburgphase ergaben Daten in den Jahren 1389, 1390 und 1395. Da keine dieser Proben Waldkante aufwies, muss das Fälldatum der Hölzer um 1400 liegen.

Das gotische Haus mit Treppengiebel (Phase 3)

In einer weiteren Bauphase wird die bestehende dreigeschossige Vorburg um ein Geschoss aufgehöht. Zu dieser Phase fand sich an der Südfassade ein Treppengiebel, welcher über das neu aufgesetzte Dach aufstand und das Haus, weitherum sichtbar, als herrschaftlichen Sitz auszeichnete (Abb. 35). Die Aussenfassaden des Hauses wurden neu verputzt. Auf diesem deckenden Verputz findet sich an der Schauseite des Hauses eine Dekorationsfassung. Die Gebäudeecken werden durch aufgemalte Eckquader betont, die Fenster im 3. Geschoss der Ostfassade mit aufgemalten Scheinerkern hervorgehoben (Abb. 37). Die Auszeichnung

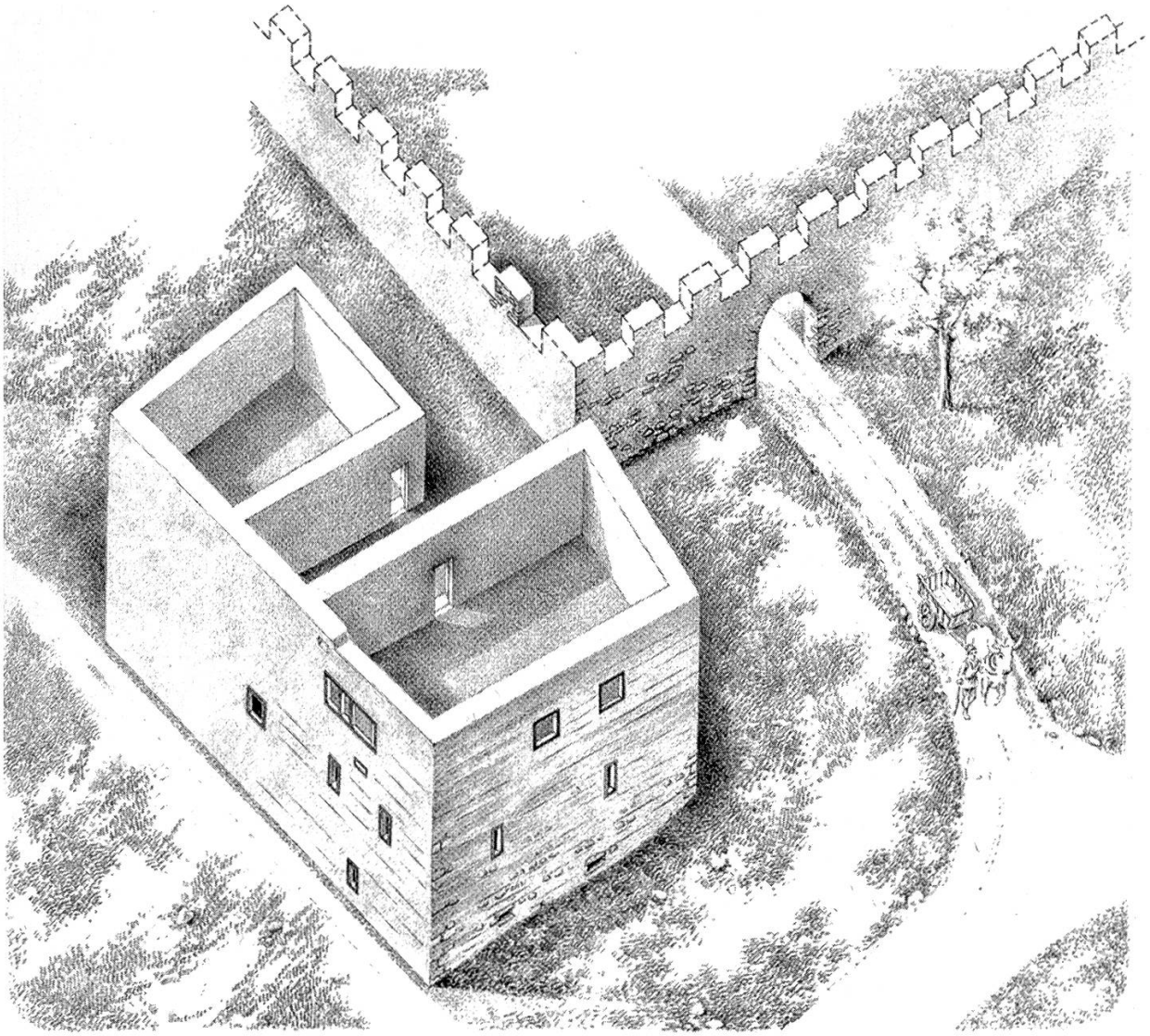


Abb. 36: Rekonstruktionsversuch zur Vorburg (Phase 2). Zeichnung H. Zombory/ADG.

der Fenster deutet darauf hin, dass in diesem Geschoss die Wohnräume bestanden, während im neu aufgesetzten Dachgeschoss eher Schlafkammern eingerichtet waren.

Dieser massgebliche Umbau der bestehenden Vorburg in ein herrschaftliches Wohnhaus mit Treppengiebel gegen Süden dürfte ins 15. Jh. zu datieren sein (Abb. 37). Spätestens mit der Aufstockung des Hauses muss auch die Stadtmauer von Fürstenau um ca. 3 m aufgehöht worden sein. An der Südostecke bestand in dieser Phase bereits ein zweites Tor als Eingang in die Untere Gasse, was belegt, dass das Städtchen in seiner Blütezeit über den Südabhang erweitert wurde.

Der Umbau von 1545/49 (Phase 4)

Mitte des 16. Jahrhunderts erfährt das oben beschriebene gotische Haus einen Umbau. Das Dachgeschoss wird neu zum Wohngeschoss ausgebaut. Dabei wird die Ostwand aufgehöht und mit vier Fenstern neu gestaltet. Das neue Dach wird auf den bestehenden Treppengiebel an der Südfassade aufgelegt, dabei verschwindet dieser unter dem neuen Dachvorsprung.

Mit dem Ausbau des 4. Geschosses zum Wohngeschoss mit Stube, Küche und Kammern wird eine zusätzliche Wohneinheit geschaffen. In der gleichen Phase wird im Nordwestteil des Hauses ein neues Treppenhaus eingebaut. Dieses erhält einen neuen Eingang in der Nordwand des 3. Geschosses, am Türsturz ist die Jahrzahl 1549 erhalten. Der Vorplatz zum neuen Eingang wird durch eine Terrassierung neu gestaltet. Auch das 3. Geschoss erfährt in dieser Phase bauliche Veränderungen. Der seit der Vorburgphase bestehende Fensterwagen im Ostteil der Südfassade wird zugemauert und durch ein neues Fenster in der Ostfassade ersetzt. Dies weist darauf hin, dass die seit der Vorburgphase bestehende Stube auch innen baulich verändert wurde.

An den Aussenfassaden bleiben der gotische Verputz und die dazugehörende Dekorationsfassung bestehen, die Neubauteile werden dem bestehenden Verputz angepasst. An den neuen Fenstern findet sich eine Dekorationsfassung, welche sich deutlich von der gotischen unterscheidet. Die Eckquaderimitation an den Gebäudeecken wurde neu übermalt, eine am Nordteil der Ostwand aufgemalte Jahrzahl datiert diese Überarbeitung der Fassaden ins Jahr 1545 (Abb. 38).

Die barocke Aufhöhung mit Sgraffito-Dekor (Phase 5)

In einer weiteren Bauphase wird das bestehende Haus nochmals um zwei Stockwerke (5. und 6. Geschoss) erhöht. Das Dach der barocken Aufstockung lag

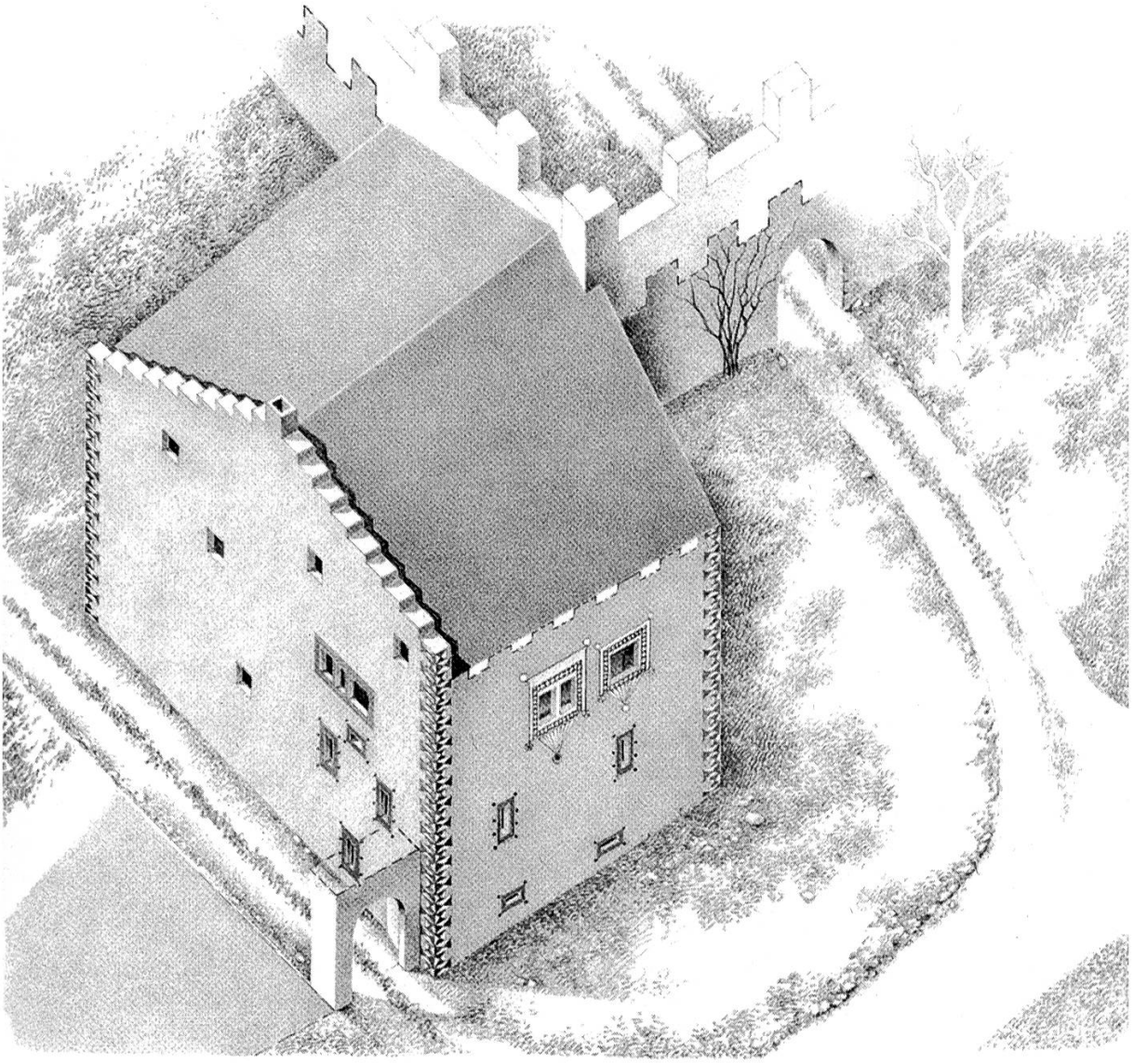


Abb. 37: Rekonstruktionsversuch zum gotischen Haus mit Treppengiebel (Phase 3). Zeichnung H. Zombory/ADG.

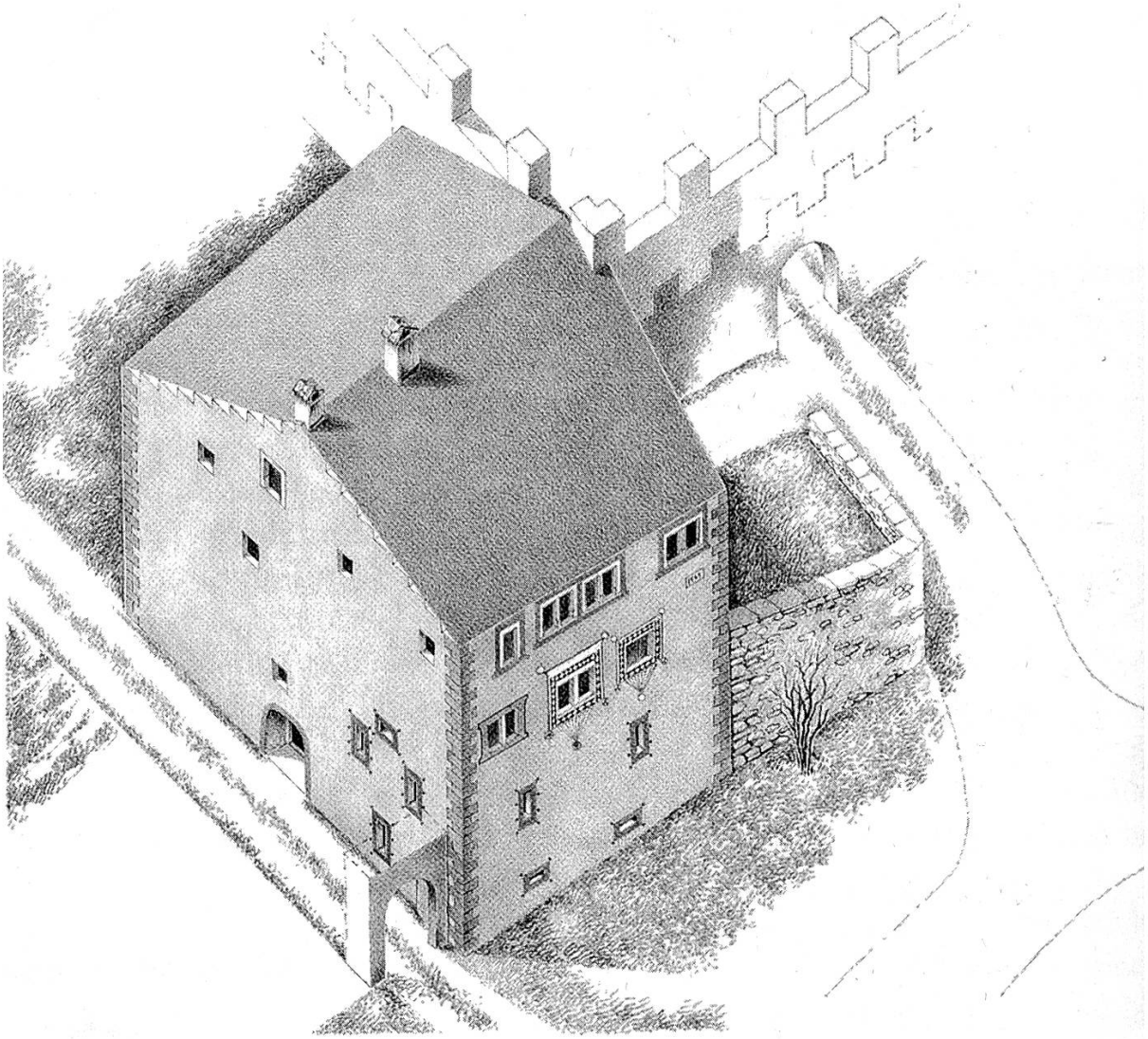


Abb. 38: Rekonstruktionsversuch nach dem Umbau von 1545/49 (Phase 4). Zeichnung H. Zombory/ADG.

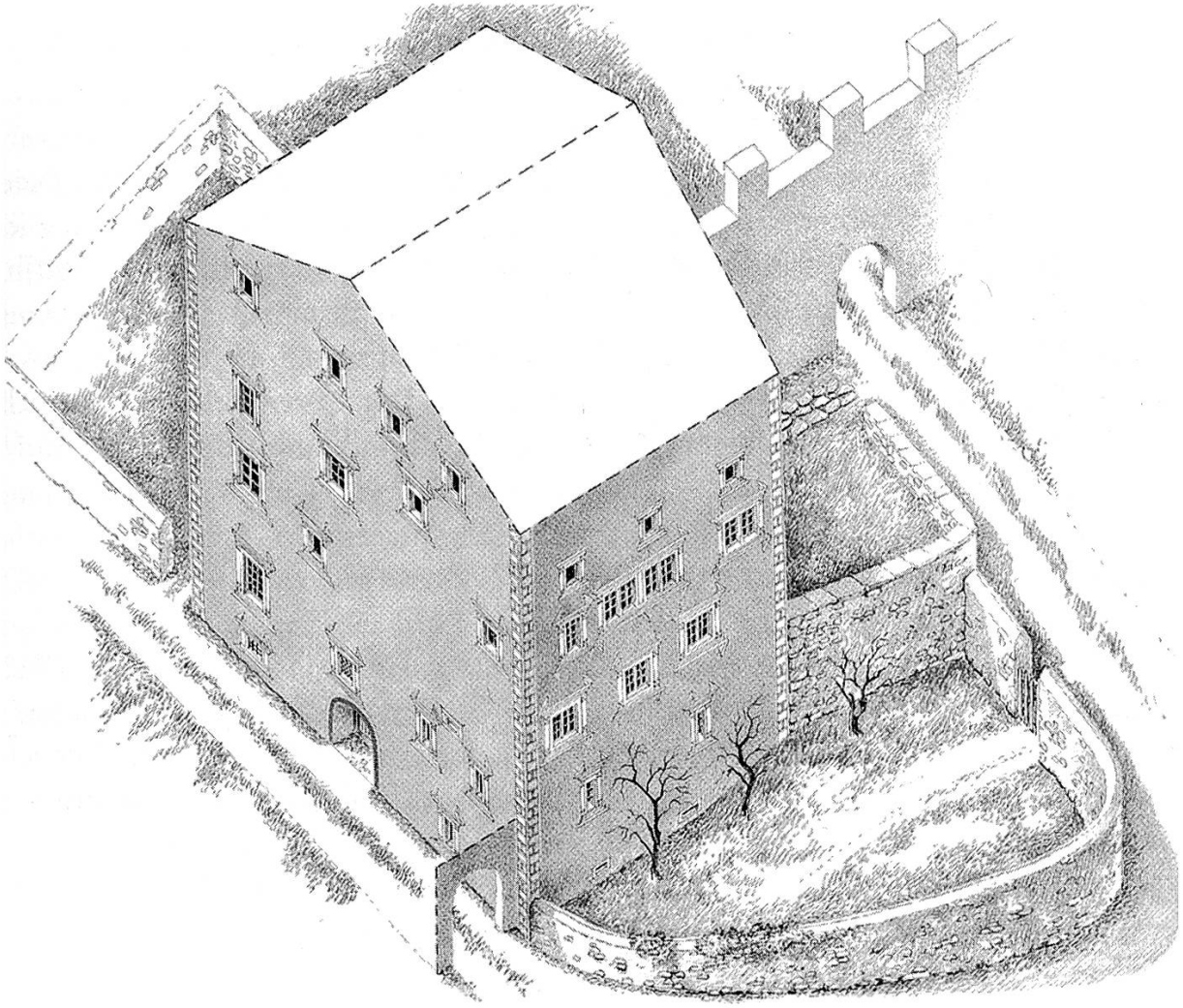


Abb. 39: Rekonstruktionsversuch des barocken Hauses mit Sgraffito-Dekor (Phase 5). Zeichnung H. Zombory/ADG.

deutlich höher als die heutige Dachform des Hauses. Dies belegen Fenster zum obersten Geschoss der barocken Aufhöhung, welche durch die heutige Dachform durchschnitten werden. Das barocke Haus muss mindestens 1,50 m höher als das heutige Haus gewesen sein. In den neuen oberen Geschossen dürften auf Grund der eher kleinen Fenster zusätzliche Schlafkammern eingerichtet worden sein.

In dieser Phase werden die Aussenfassaden nochmals neu verputzt. Bei diesem Verputz handelt es sich um einen naturgrauen, feinsandigen Schlemmputz. An der Schauseite des Hauses findet sich an den Fenstern eine grosszügige, in Sgraffitotechnik eingeritzte Scheinarchitektur mit Sprenggiebeln. Diese wurde in den noch feuchten Verputzmörtel eingeritzt und war vom naturgrauen Verputz durch eine Kalkung weiss hervorgehoben (Abb. 39).

In der Barockzeit ist in Fürstenau nochmals eine rege Bautätigkeit zu verzeichnen. Das Schauenstein'sche Schloss wird in der Zeit von 1667 bis 1676 neu gebaut, für das Bischöfliche Schloss ist unter Bischof Ulrich VII. von Federspiel um 1710 ein Neubau belegt. In dieser Zeit Ende des 17. oder Anfang des 18. Jh. dürfte auch die letzte Aufhöhung des Stoffelhauses erfolgt sein. Das barocke Haus bestand in dieser Form bis ins Jahr 1742. Am 27. Oktober 1742 wird der grösste Teil des Städtchens Fürstenau durch einen Brand zerstört. Dabei gehen auch das barocke Dach und die oberen Geschosse des Stoffelhauses in Flammen auf.

Der Wiederaufbau nach dem Brand von 1742 (Phase 6)

Unmittelbar nach dem Brand vom 27. Oktober wurden noch im Spätherbst 1742 die Bäume für einen neuen Dachstuhl gefällt. Dies ergab die dendrochronologische Untersuchung der heute bestehenden Dachform. In dieser Wiederherstellungsphase wurde die Höhe des Hauses durch Abtragen der Aussenmauern um ca. 1,50 m auf die heute bestehende Höhe reduziert. Die Aussenfassaden hatte man nach dem Brand neu überkalkt, darunter blieb der barocke Sgraffitodekor erhalten. Ein letztes Mal werden die Aussenfassaden zu Beginn des 20 Jh. mit einem Besenwurf neu verputzt (Abb. 31).

Mit der Entwicklung des Verkehrs auf der Splügenstrasse und dem dadurch bedingten Aufstieg von Thusis verlor Fürstenau allmählich an Bedeutung, die Stadtmauer und die beiden Stadttore wurden spätestens nach dem Brand von 1742 aufgehoben. Das Städtchen verfiel zusehends in dörfliche Unbedeutsamkeit.

Augustin Carigiet

Es geschehen heute noch Zeichen und Wunder: Die beispielhafte Restaurierung und Neugestaltung der Kapelle von Valdort

Der Weiler Valdort gehört zur Gemeinde Verdabbio und liegt auf halber Höhe zwischen Leggia und der Hauptfraktion. Kultur- und wirtschaftshistorisch weist Valdort eine gewisse Bedeutung als Gewerbestandort auf. Neben der Kapelle besteht die Baugruppe aus vier Wohnhäusern, zwei ehemaligen Mühlen, einem Torkel, diversen Käsereieinrichtungen, Bienenständen, verschiedenen Back- und Trocknungsöfen für Nüsse und Kastanien und Lagerräumen, alles in allem rund ein Dutzend verschiedene Anlagen. Am selben Mühlbach weiter unten in Piani di Verdabbio lag ehemals noch eine Sägerei.

Im Zentrum von Valdort liegt die nach Südwesten gerichtete Kapelle, die der unbefleckten Muttergottes geweiht ist. Gemäss E. Poeschel, KDM IV, S. 229 wird in einer nicht genannten Quelle 1710 als Baujahr des bestehenden Gotteshauses erwähnt. Der Sakralbau besteht aus einem geräumigen, mit einer flachen Holzdecke gedeckten Schiff und einem eingezogenen, gerade abgeschlossenen und mit einem Kreuzgratgewölbe überspannten Chor. Chorgewölbe und Hochaltar sind mit Stuckornamenten reich verziert. Mittelpunkt des Altars bildet ein Gemälde der Immacolata. In einem gemauerten Glockenstuhl über dem Giebel hängt eine Glocke mit der Inschrift: *Hans Ulrich rodt goss mich in Basel 1664.* Auf dem Glockenjoch steht die Inschrift: *Antonio Maria Biondius 171(?).* Eine Steinplatte im Boden vor der Chorstufe weist das Datum *1696* auf. 1935 wurde die Kirche letztmals restauriert.

1989 hat die Kirchgemeinde Verdabbio den Architekten Gabriele Bertossa, Roveredo, sowie die Restauratoren Sergio Pescia, Stabio, und Tiziano Riva, Balerna, mit der Restaurierung beauftragt. Nach der Abreise von Gabriele Bertossa ins Ausland hat Fernando Albertini die Fertigstellungsarbeiten begleitet.

Der Zustand des Gebäudes war besorgniserregend, das Dach musste notdürftig abgedichtet werden, die Chormauern waren statisch instabil, im Schiff setzte die Feuchtigkeit den Mauern arg zu. Mit der Erneuerung des Steindachs, der Unterfangung der Chorwände und der Anordnung eines Sulsergrabens, um das Hangwasser abzuleiten, konnten die Probleme der Gebäudehülle gelöst werden. Wesentlich schwieriger gestaltete sich die Instandstellung der durchfeuchteten und versalzenen Stukkaturen.

Abb. 41: Ansicht von Nordwesten.

Das Wunder der unbefleckten Empfängnis

Der Architekt wollte sich nicht nur mit einer gelungenen Restaurierung zufrieden geben, sondern suchte nach einer Möglichkeit, mit einem künstlerischen Eingriff einen Beitrag aus unserer Zeit zu leisten. Als Künstler konnte Reto Rigassi gewonnen werden.

Die Idee bezieht sich auf die jährlichen Feiern zu Ehren Mariae Empfängnis am 8. Dezember. Mit der Installation eines roten und eines blauen Spiegels an der Nordwestwand des Schiffes werden an diesem Tage während des Gottesdienstes ein roter und ein blauer Strahl auf die Altarwand projiziert. Im Laufe etwa einer Viertelstunde bewegen sich die zwei farbigen Punkte auf einander zu, kreuzen sich um 11:00 Uhr über der Brust Mariens, wo sie sich zu einer weissen Fläche vereinen. Anschliessend entfernen sich die zwei Punkte während einer weiteren Viertelstunde wieder voneinander.

Mit einem minimalen Eingriff in die historische Bausubstanz konnte das Wunder der unbefleckten Empfängnis visualisiert werden. Die Farben rot, das Fleischlich-weltliche symbolisierend, und blau für das Geistlich-himmlische, vereinen sich für einen Moment über dem Bild der Maria und werden weiss, dem Symbol für Keuschheit und Reinheit.

Abb. 42: Südfassade mit «barbacane».

Abb. 43: Innenansicht gegen den Chor.

Abb. 44: Detail der Stukkaturen (um 1700).

Die Kapelle Valdort zeigt beispielhaft, wie die Erhaltung historischer Bausubstanz mit einer zeitgenössischen Neugestaltung verknüpft werden kann. Restaurierung und Neugestaltung sind hier nicht bezugslose oder gar gegensätzliche Einzelelemente, sondern stehen verbunden im Dienste von Sinn und Zweck des Gotteshauses.

Wir gratulieren der Bauherrschaft, die für die Erhaltung dieses Baudenkmals grosse Opfer erbracht hat, sowie Architekten, Restauratoren und dem Künstler für die fachgerechte und kreative Arbeit, die hier geleistet wurde.

Peter Mattli

Zwei Pfarrhäuser

Trin, Haus Nr. 76 «Casa Calonder»

In Trin liegt die spätgotische Kirche von 1491 auf einem Geländesporn südwestlich des Dorfzentrums. Sie wird umrahmt von einem konzentrischen Ring von Wohnbauten. Das Haus Nr. 76 ist Teil dieser auf die Kirche bezogenen Siedlungsanlage und war ursprünglich das Pfarrhaus. Es geriet aber später in Privatbesitz. 1977 haben die damaligen Eigentümerinnen freiwillig und ohne Beanspruchung von Beiträgen ihr Haus unter kantonalen Denkmalschutz stellen lassen. Neben dem Bautyp ist vor allem die Ausstattung der Stube in der Formensprache der Renaissance von hoher Qualität. 1995 konnte die Evangelische Kirchgemeinde das Haus zurückkaufen. Sie entschloss sich zu einer Instandstellung des Gebäudes, welche unter der Leitung von Architekt Kurt Naber, Trin, stand. Mit der Restaurierung des Stubentäfers wurde der Möbelrestaurator Jürg Schmid, Chur, beauftragt. Das Haus wird heute von der Kirchgemeinde zu Sitzungs-, Versammlungs- und Unterrichtszwecken genutzt.

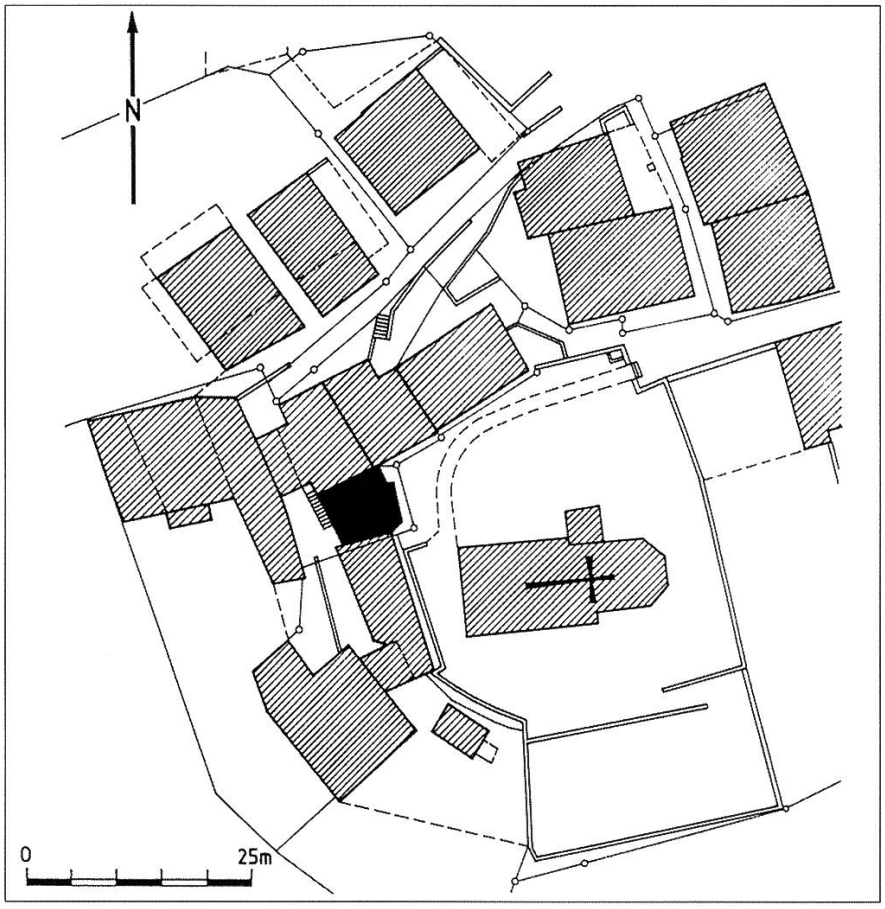


Abb. 45: Situation.

Abb. 46: Ansicht vom Kirchenvorplatz aus.

Abb. 47: Detail Stubentäfer. Geschnitzte Konsole mit Applikationsornamenten. Der ursprüngliche Bestand besitzt eine dunkle Patina, die Ergänzungen sind noch hell.

Sagogn, Haus Nr. 24

Das heutige evangelische Pfarrhaus Nr. 24 liegt im Dorfteil Vitg Dadens unterhalb der Kantonsstrasse und ist einseitig an ein Nachbarhaus angebaut. Die Evangelische Kirchgemeinde konnte das Haus vor zwei Jahren erwerben. Die Restaurierung erfolgte durch Architekt Alfred Candrian, Flims.

Beim Haus Nr. 24 handelt es sich um ein zweiraumtiefes Haus mit einer einzigen Feuerstelle. Stube und Nebenstube sind in Strickbauweise erstellt, Küche und Vorraum liegen im gemauerten Teil. Das Stubentäfer ist mit der Jahrzahl 1688 datiert. Portalgewände, Türpfosten und gotischer Eselsrücken lassen eine Entstehungszeit um 1500 vermuten. Besonders bemerkenswert ist der gemauerte Raum im Erdgeschoss.

Hier liegt die Bedeutung des Gebäudes für die Geschichte der Evangelischen Kirchgemeinde Sagogn. Bereits Erwin Poeschel (KDM IV, S. 96 u. 102) bemerkte: «*Der Reformation schloss sich in Sagens nur eine Minderheit an, die von Kästris aus pastoriert wurde.* ***Der evangelische Gottesdienst fand zunächst in einem Privathaus statt,*** *der Friedhof stand indes beiden Konfessionen zur Verfügung. 1701 kam es zwischen beiden Teilen zu Streitigkeiten, die beinahe zu einem Bürgerkrieg geführt hätten (sogen. Sagenser Handel). Ein Kompromiss wurde 1704 geschlossen. Seit 1713 hatten zwar die Evangelischen einen eigenen Pfarrer, doch erfolgte die vollständige kirchliche Trennung der Konfessionen erst 1742. ... Ein Schiedsvertrag vom 7./18. September 1742 billigte dem reformierten Gemeindeteil die Errichtung eines eigenen Gotteshauses zu, das 1743 erbaut wurde*».

Der Versammlungsort, an dem nach der Reformation die zum neuen Glauben Übergetretenen Gottesdienst feierten – also zwischen ca. 1530 und 1743 –, befand sich in diesem Haus. Die Inschriften, welche unter einer Überkalkung lagen, wurden von Restaurator Werner Bonstingl, Malans, freigelegt und gesichert. Es sind romanische Bibelverse aus verschiedenen Zeitabschnitten. In einer fragmentarischen Schriftstelle über dem Südfenster hat sich die Jahrzahl 1711 erhalten.

Das Haus wird als Pfarrwohnung benutzt, der Saal dient der Kirchgemeinde als Pfarrbüro und Sitzungszimmer.

Peter Mattli

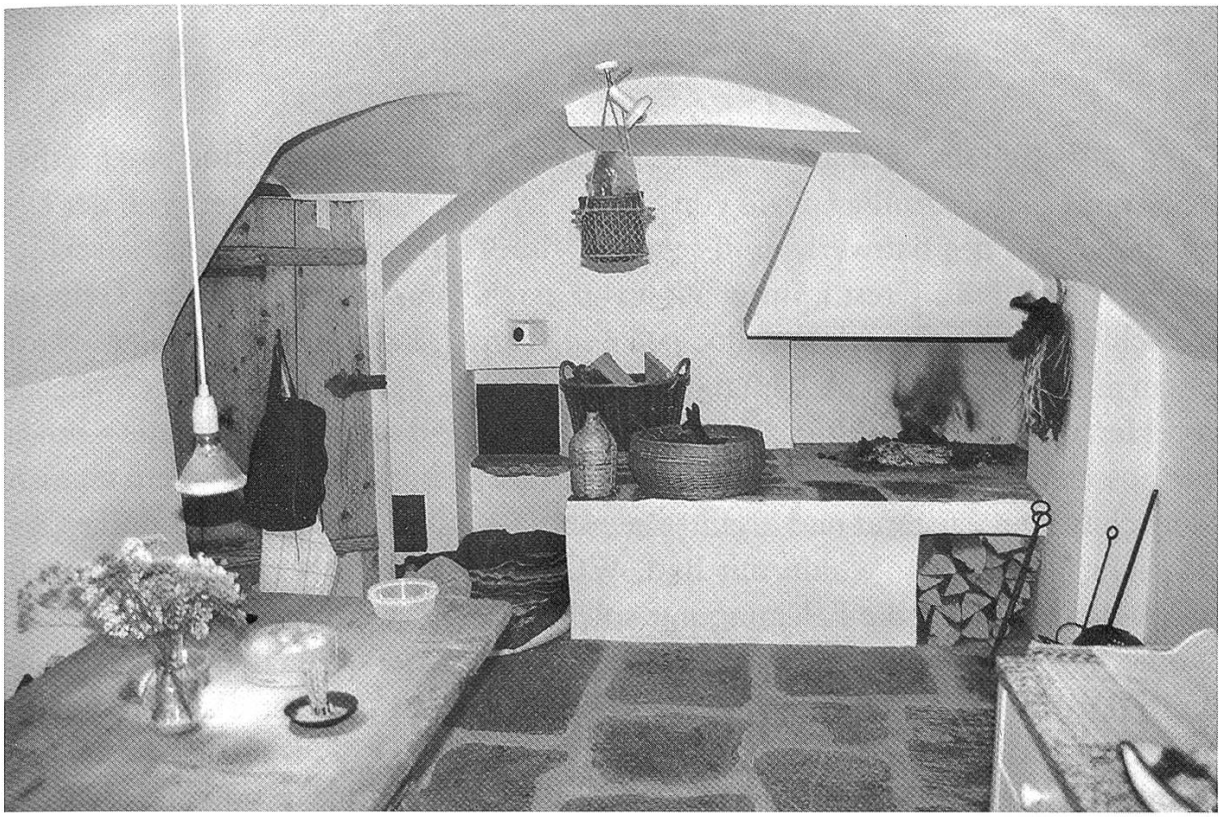


Abb. 48: Küche mit offener Feuerstelle.

Abb. 49: Inschriften im Versammlungssaal.

Ein kleines Haus in Tinizong

Das alte Wohnhaus Nr. 5 an der oberen Strasse in Tinizong war schon lange unbewohnt, als es die Familie Cresta von Surava 1995 erwarb. Begeistert von der Ursprünglichkeit des Bauwerks und seinen architektonischen Qualitäten beschlossen Herr und Frau Cresta, ihren Wohnsitz nach Tinizong zu verlegen. Ganz so einfach wie dieser Beschluss sollte sich der Wunsch jedoch nicht erfüllen. Nach einem ausgiebigen Augenschein mit dem Bauberater der Denkmalpflege, welcher von Herrn Cresta frühzeitig aufgeboten wurde, stand fest: Das Gebäude – innen wie aussen ein wertvolles Baudenkmal – befand sich in einem vor allem statisch sehr schlechten Zustand und konnte die räumlichen Bedürfnisse der Familie Cresta nicht befriedigen. Wohin mit Bad, WC und Waschküche, wenn die historischen Räume durch die Belegung mit solchen Funktionen ihren Wert verlieren? Woher die zwei fehlenden Schlafzimmer nehmen? Wie löst man Vertikalverbindungen, wenn die bestehenden eher einer Hühnerleiter gleichen als einer Treppe und sich kein Platz für eine neue anbietet? Das sind zusammengefasst die Hauptprobleme, welche gelöst werden mussten, ohne Grundstruktur und Substanz des Gebäudes in Mitleidenschaft zu ziehen.

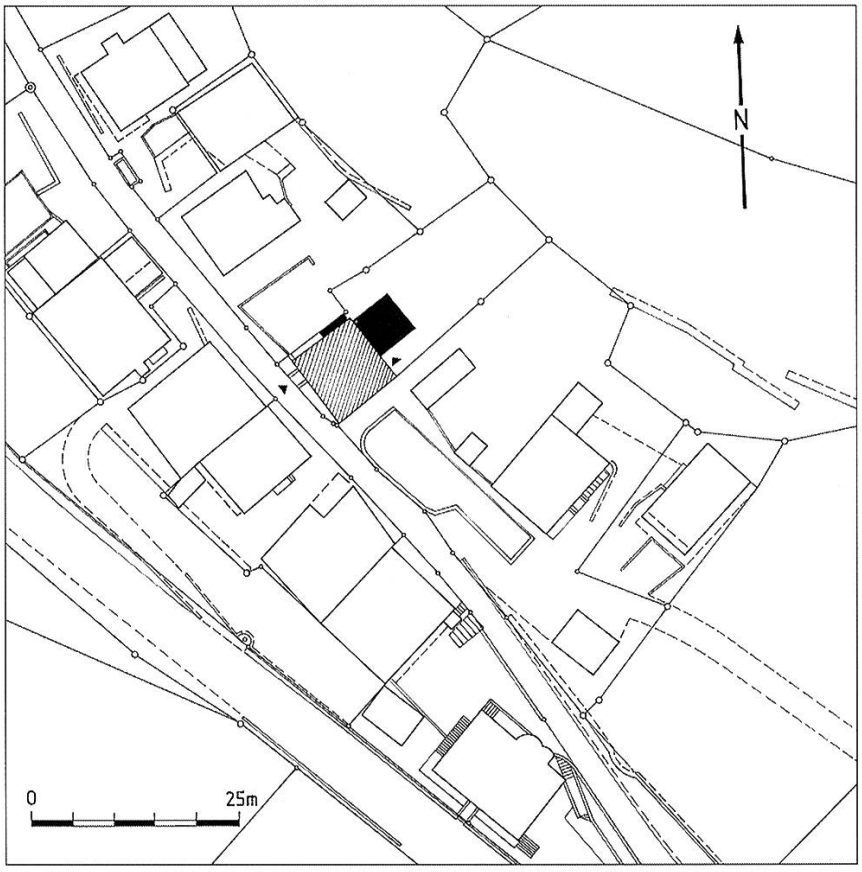


Abb. 50: Situation.

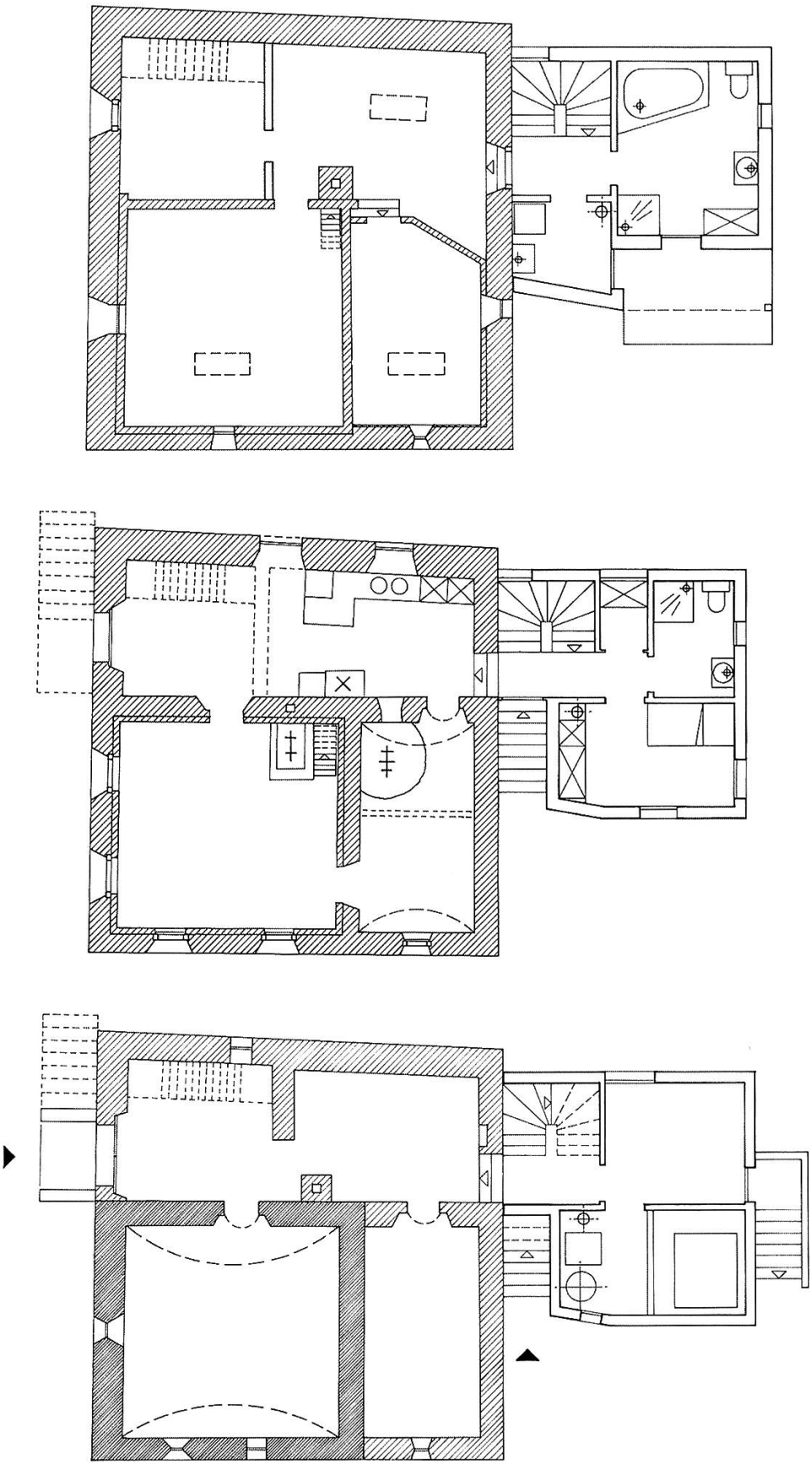


Abb. 51: Projekt mit neuem Anbau.

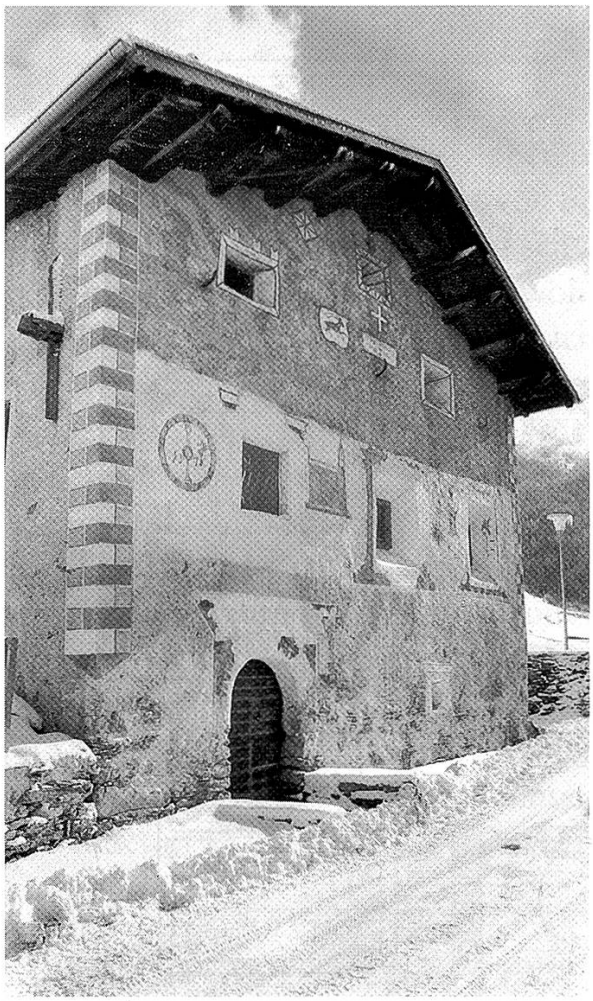


Abb. 52: Ansicht Eingangsfassade.

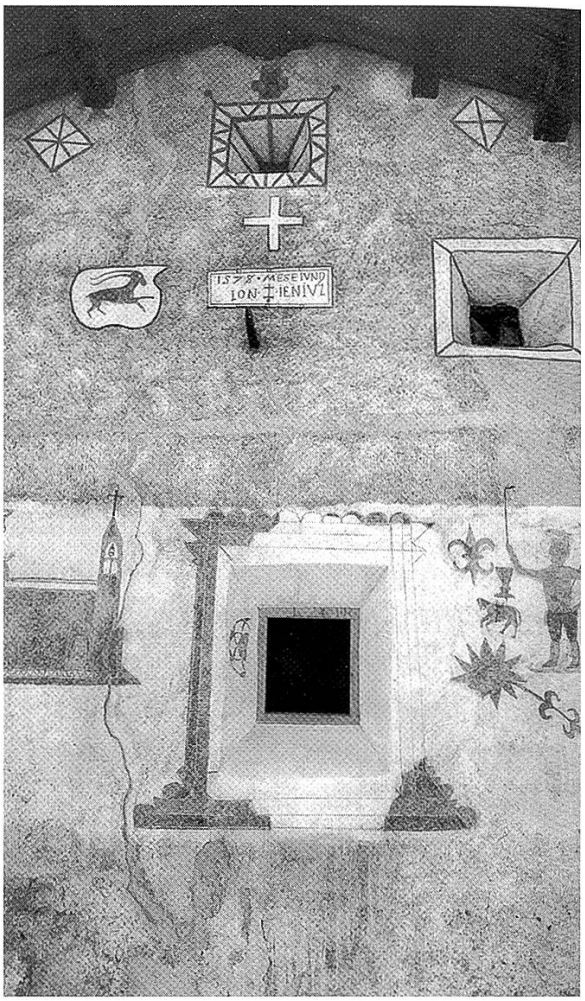


Abb. 53: Die restaurierte Dekoration der Eingangsfassade (Ausschnitt).

Baugeschichte

Wie die meisten alten Bauwerke im Kanton Graubünden, hat auch dieses verschiedene Bauphasen durchgemacht. Als erste muss eine turmähnliche Anlage aus dem Mittelalter angenommen werden. Auf oder in diesen ganz aus Bruchstein gemauerten Bau wird um 1500 ein zweistöckiger Holzbau in Strickbauweise gesetzt – eine Stube mit darüberliegender Kammer. Zur gleichen Zeit wird seitlich eine Küche mit offener Feuerstelle angebracht. Erst in der dritten Phase entsteht das Haus, so wie man es heute sieht: kompakter Baukubus mit kleinen, tief in Nischen liegenden Fenstern, meist mit im Verputz eingeritzten und teilweise ausgemalten Einfassungen. Die Hauptfassade ist figürlich bemalt: Ein Landsknecht in den Kleidern der Renaissance steht vor einer Kirche. Die gemalten Zeiger einer mit der Jahrzahl 1578 datierten Uhr sind als Hände ausgebildet. Oben, unter dem First, wiederholt sich die Datierung, ein klarer Beweis dafür, dass das heutige Bauvolumen bereits 1578 vorhanden war.

Abb. 54: Gesamtanlage von Osten.

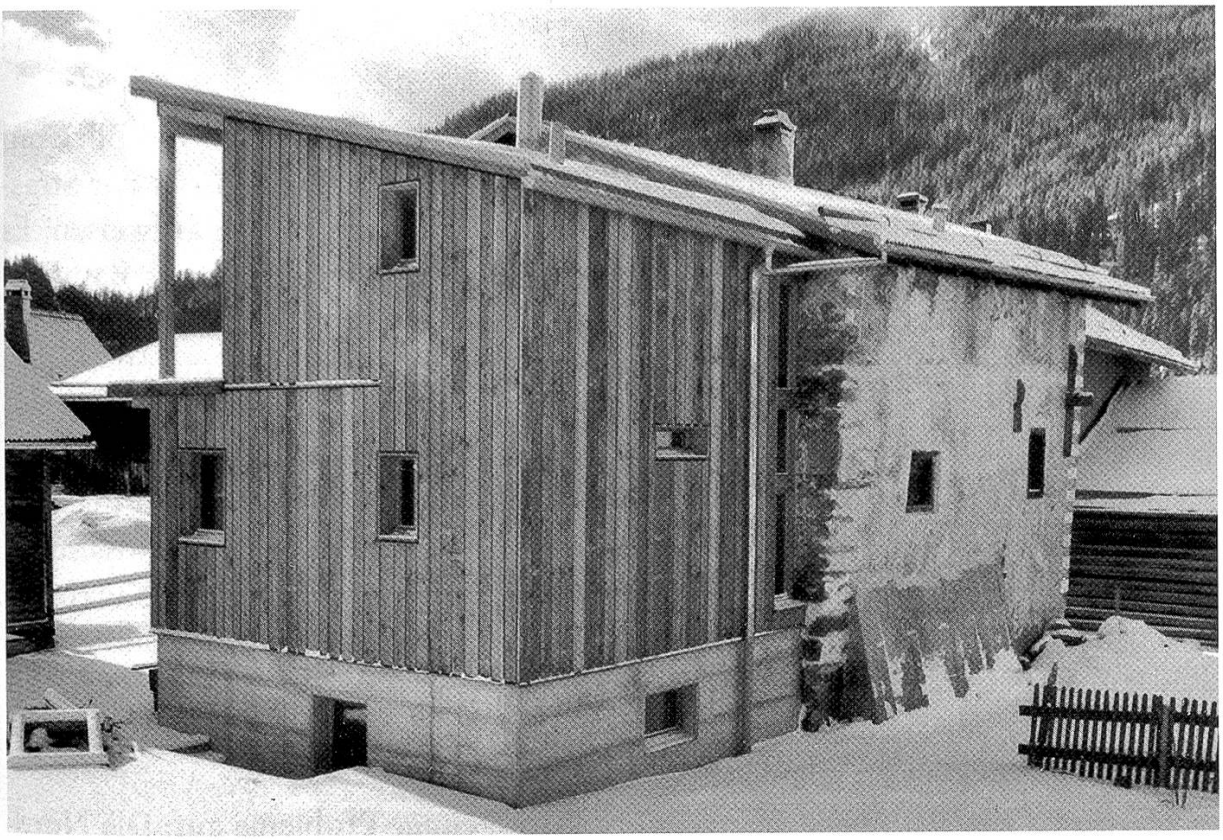


Abb. 55: Ansicht von Norden; an der alten Fassade ist der neue Stützpfeiler sichtbar.

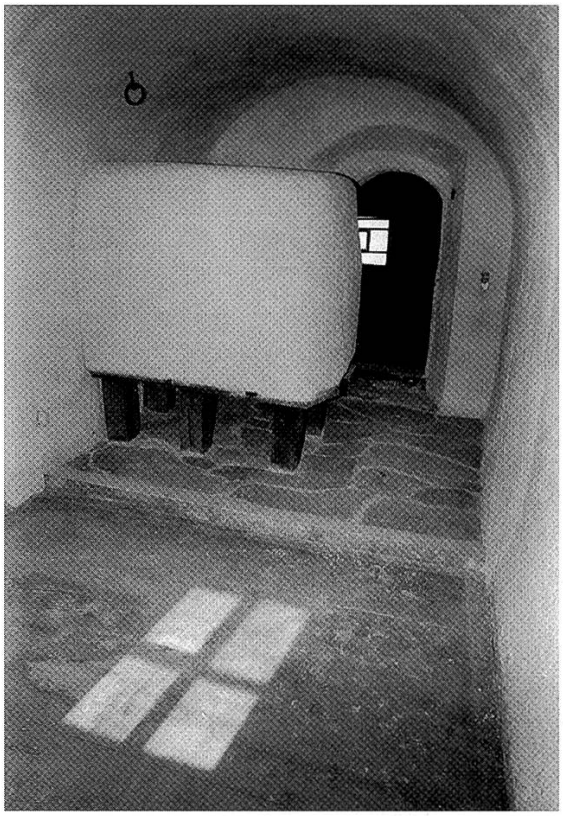


Abb. 56: Der gewölbte Raum mit Backofen neben der Stube.

Zum Projekt

Sehr bald wurde klar, dass das Gebäude erweitert werden musste. Ein Blick auf die Bautypologie der Umgebung zeigte, dass die meisten Wohnhäuser zur Strasse hin orientiert sind und hinten einen Stall, Schopf oder Anbau aufweisen. Es wurde beschlossen, dieser Vorgabe zu folgen und ebenfalls ein neues Bauvolumen für die zusätzlichen Nutzungen hinten anzufügen.

In enger Zusammenarbeit zwischen Bauherrschaft und Denkmalpflege entstand vor der Rückwand ein einfaches, sehr kompaktes Volumen, welches über bestehende Türöffnungen (alte Abortzugänge) mit dem historischen Bauwerk verbunden wurde. Um die geschichtlichen Zusammenhänge lesbar zu machen, wurde die Gestaltung des neuen Traktes kompromisslos in einer zeitgenössischen Architektursprache gehalten. Dank dem neuen Anbau konnte die Nutzungsstruktur des Altbaus weitgehend belassen werden: Stube, Kammer und Küche sind am Ort geblieben und instandgestellt worden. Lediglich ein im 19. Jahrhundert dazu gekommener Eingang strassenseits wurde aufgehoben, um den Gang besser nutzbar zu machen.

Die Statik gab dem Bauingenieur Jürg Buchli einige Probleme auf: Die Nordwand, ganz aus Bruchstein, wies schlimme Risse und Schwachstellen auf. Schliess-

lich mussten ein Stützpfeiler sowie Eisenanker zur Verbesserung der Gebäudestatik erstellt werden. Um den ausgesprochen wertvollen Ausdruck der weitgehend original erhaltenen Fassaden nicht zu gefährden, wurden Fehlstellen im Dekor nicht oder nur in sehr bescheidenem Masse ergänzt. Dank dem Können und der Bereitschaft des Restaurators Werner Bonstingl kann deshalb von einem praktisch integral erhaltenen und deshalb echt und glaubwürdig wirkenden Bauwerk gesprochen werden. Dieser Eindruck von Echtheit setzt sich auch im Innern fort.

Wir hoffen, dass die Einstellung der Familie Cresta zum historischen Bauwerk in der Region Schule machen wird. Viele alte Häuser wären es wert. Sie warten darauf, nicht nur ein Stück Geschichte zu sein, sondern auch ein Stück Zukunft zu werden.

Thomas F. Meyer

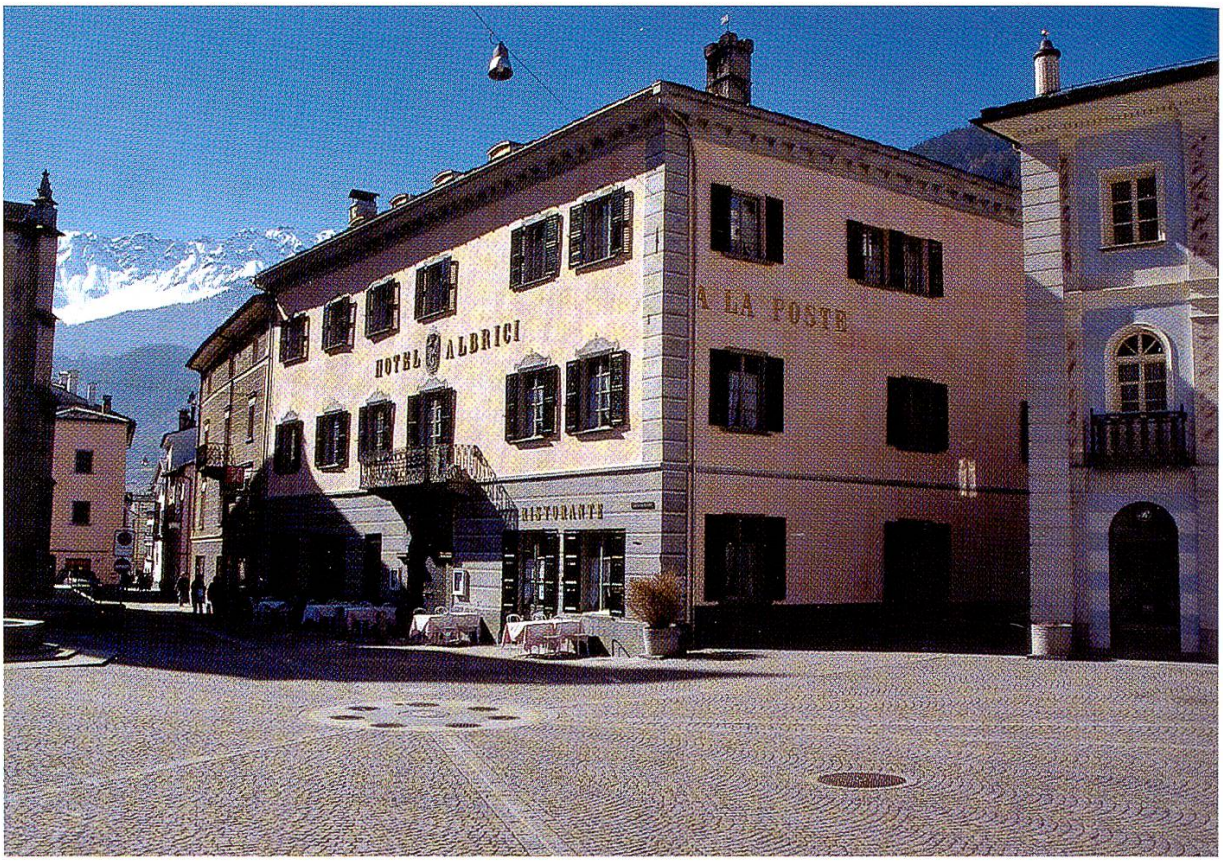


Abb. 57: Die restaurierte Platzfassade

Poschiavo, Hotel Albrici

Das Hotel Albrici ist neben der Stiftskirche das bedeutendste Gebäude an der Piazza comunale in Poschiavo. Unter Einbezug älterer Bauten entstand Mitte des 17. Jahrhunderts der mächtige Bau als Sitz der Familie Masella. 1995 reichten die heutigen Besitzer – die Gebrüder Albrici – ein Gesuch um Gewährung einer Subvention für die Aussenrestaurierung des seit über 100 Jahren als Hotel dienenden Gebäudes ein. Die sehr aufwendigen, im Jahre 1996 ausgeführten Arbeiten umfassten die Neueindeckung des Steinplattendaches sowie die Instandstellung und Restaurierung der Fassaden. Die Fassadenuntersuchung durch den Restaurator Ivano Rampa zeigte, dass das Gebäude während der letzten 300 Jahren das «Gesicht» immer wieder gewechselt hat. Unter den übereinanderliegenden Farbschichten und Dekorationen wurden jene, welche um 1890 sichtbar waren, ausgewählt und freigelegt. Diese Fassung gehört gestalterisch zu den übrigen Fassadenelementen des heutigen Hotels und fügt sich ausserdem architektonisch bestens in das bestehende Platzensemble ein.

Thomas F. Meyer

Alpbauten in Graubünden: Die Einzelstafel in Poschiavo[13]

Die alpwirtschaftliche und alpbauliche Bedeutung der Talschaft Poschiavo würde es rechtfertigen, diese geografische Einheit als Leitbild für die Erforschung des Alpwesens Graubündens zu nehmen. Die Dokumentation von Richard Weiss über diese Gegend beschränkt sich bedauerlicherweise auf Teilaufnahmen und führte daher zu einer unvollständigen Darstellung der kantonalen Verbreitungsgebiete der Einzelsennerei (Weiss, Abb. 4). Auf relativ kleinem Raum ist es in Poschiavo möglich, unterschiedliche Alpsysteme nachzuweisen, nahezu alle Formen der Stafel- und Stufenwirtschaft und der dazugehörigen Bauformen zu dokumentieren, die historische Entwicklung der Nutzungrechte zu erforschen und Aspekte der Transhumanz und der grenzüberschreitenden Alpwirtschaft zu erfassen.

Gerhard Simmen umschreibt die Einzelalpbetriebe von Poschiavo als Privatgüter, bestehend aus Einzelschermen oder Stallscheune mit Sennerei, privaten Alpwiesen und den entsprechenden Weiderechten auf Gemeindeboden. Zur Zeit des Auftriebes vergaben die meisten Alpbesitzer ihre Weiderechte an die italienischen Älpler (Simmen 97), bewirtschafteten die dazugehörigen Alpwiesen selbst oder verpachteten sie an einheimische Landwirte. Die Vieheinfuhr in die Schweiz wurde erstmals 1891 gänzlich verboten (Simmen 55), dann zwischenzeitlich gelockert und versiegte zur Zeit des zweiten Weltkrieges. An Stelle der italienischen Weide- und Sennereibetriebe mit grossen Herden und vielen Milchkühen sind seither einheimische Kleinbetriebe getreten. Die Alpen der oberen Seitentäler Campo di dentro, Lagoné di sopra und Cavaglia sowie Ur und Campasc d'Ur waren fast ausnahmslos im Besitz von einheimischen Nichtlandwirten (Simmen 98), die übrigen Gebiete wurden fast ausschliesslich von den Besitzern bewirtschaftet.

[13] Zur Alparchitektur sind vom gleichen Autor zwei Aufsätze erschienen. Baubestand, Bewirtschaftung, Geschichte der Fideriser Alp Duranna wurden im Bündner Monatsblatt 3/1989 veröffentlicht, der Jahresbericht 1995 der Kantonalen Denkmalpflege enthält eine Studie über die mobile Sennhütte auf der Alp Pazzola, Gemeinde Medel/Lucmagn.
Über die Puschlaver Alpwirtschaft haben schon verschiedene Autoren geschrieben. Grundlegend ist die Dissertation von Gerhard Simmen: Die Puschlaver Alpwirtschaft, Chur 1949. Die alpbaulichen Aspekte der Talschaft sind darin jedoch nur ansatzweise behandelt. Acht Jahre zuvor war die umfassende Studie von Richard Weiss über die Alpwirtschaft im Kanton Graubünden erschienen. Simmen erwähnt ebenfalls Ernst Erzinger, Landwirtschaftliche Betriebsformen im Puschlav, in: Der Schweizer Geograph, 1945, und die Arbeit von Ulrich Kiebler: Unsere Südtäler, ihr Klima und ihre landwirtschaftlichen Verhältnisse, in: Bündner Monatsblatt 8/1915. Die Studie von Simmen wurde 1952 in italienischer Version von Riccardo Tognina publiziert, welcher seinerseits im Buch: Lingua e cultura della Valle di Poschiavo die Alpwirtschaft seines Tales aus sprachkundlicher Sicht streift.

Die früheren Eigentums- und Bewirtschaftungsverhältnisse auf der Puschlaver Alpstufe waren im Vergleich mit den vorwiegend korporativ alpenden Bauerngemeinschaften Graubündens in verschiedener Hinsicht aussergewöhnlich. Einmalig ist beispielsweise die betriebliche Trennung, bzw. Vermengung zwischen Weidebetrieb, Stallfütterung und Heubergwirtschaft auf der Alpstufe. Ebenso selten ist die enge Verknüpfung der Alpstufe mit den obersten Maiensässen, begünstigt durch die gleiche Bewirtschaftungsform, nämlich die individuelle, und durch ihre geografische und topografische Nähe.

Betriebliche und bauliche Gemeinsamkeiten lassen sich mit der individuellen Alpwirtschaft der Landschaft Davos, des Safientales und des oberen Bergell nachweisen; die gebietsüberschreitende Alpung von Rindvieh war allgemein üblich, grenzüberschreitend war sie jedoch selten.

Die kürzlich von der Kantonalen Denkmalpflege vorgenommene Kartierung der Temporärbauten auf dem Gemeindegebiet von Poschiavo erlaubt eine umfassende Darstellung der Betriebs- und Bauformen auf allen Nebenstufen und speziell auf der Alpstufe.

Alpwirtschaftlich lassen sich folgende Feststellungen vorwegnehmen. Die reine Weidealp ohne Futtervorräte war in Poschiavo eher selten. Die Alpbetriebe waren manchmal mit ausgelagerten Heuscheunen für die Zwischenlagerung von Alp- und Bergfutter ausgestattet. So wurde beispielsweise in den Stallscheunen der Alp Ur das Berg- und Alpheu lediglich zwischengelagert. Auf anderen Alpen besitzt das individuelle Alpgut gar eine tieferliegende Aussenstation mit Wohn- und Ökonomiebauten für die Vor- und Nachalpung.

Die Einzelalpen von Cavaglia vereinigen alle jahreszeitlichen Funktionen in einem einzigen Bau. Sie sind sommerweidende und herbstfütternde Betriebe zugleich; in den grossen Scheunen konnten auch allfällige Bergheuerträge zwischengelagert werden. Die nächtliche Einstallung des Viehs diente ausdrücklich der Gewinnung von Mist und erfolgte aus dem gleichen Grund oft sogar über Mittag. Deshalb besitzt jeder Bauer neben der Alpsennerei auch eine Stallscheune mit recht grossem Heuraum für die Heumengen, welche im Herbst ins Tal befördert wurden.

Alpwirtschaftliche Stufenkombinationen

Alp Pisceo

Zwei private Weidebetriebe auf 1960 m ü.M. mit je einer Heuscheune auf 1890 m für die Zwischenlagerung des Futters vor dem Abtransport ins Tal.

Abb. 58: Luftaufnahme von 1984 des Alpgebietes von Pisceo

Die beiden Alphöfe auf Pisceo sind Einzelsennereibetriebe. Sie lagern je eine Heuscheune ohne Viehraum am unteren Rand der Wiese aus. Eine Heuscheune trägt die Jahrzahl 1689 und wurde vor ca. hundert Jahren um eine Wohneinheit erweitert. Seit 1964 steht neben den historischen Scheunen eine neuzeitliche Stallscheune. Daneben ist die Ruine eines Stalles von 1890 sichtbar.

Ursprünglicher Alptyp: Einhof mit ebenerdigem Stall und Sennerei samt kleinem Heuraum darüber (Vertikalordnung).

Varuna Dafora (1910 m ü. M.)

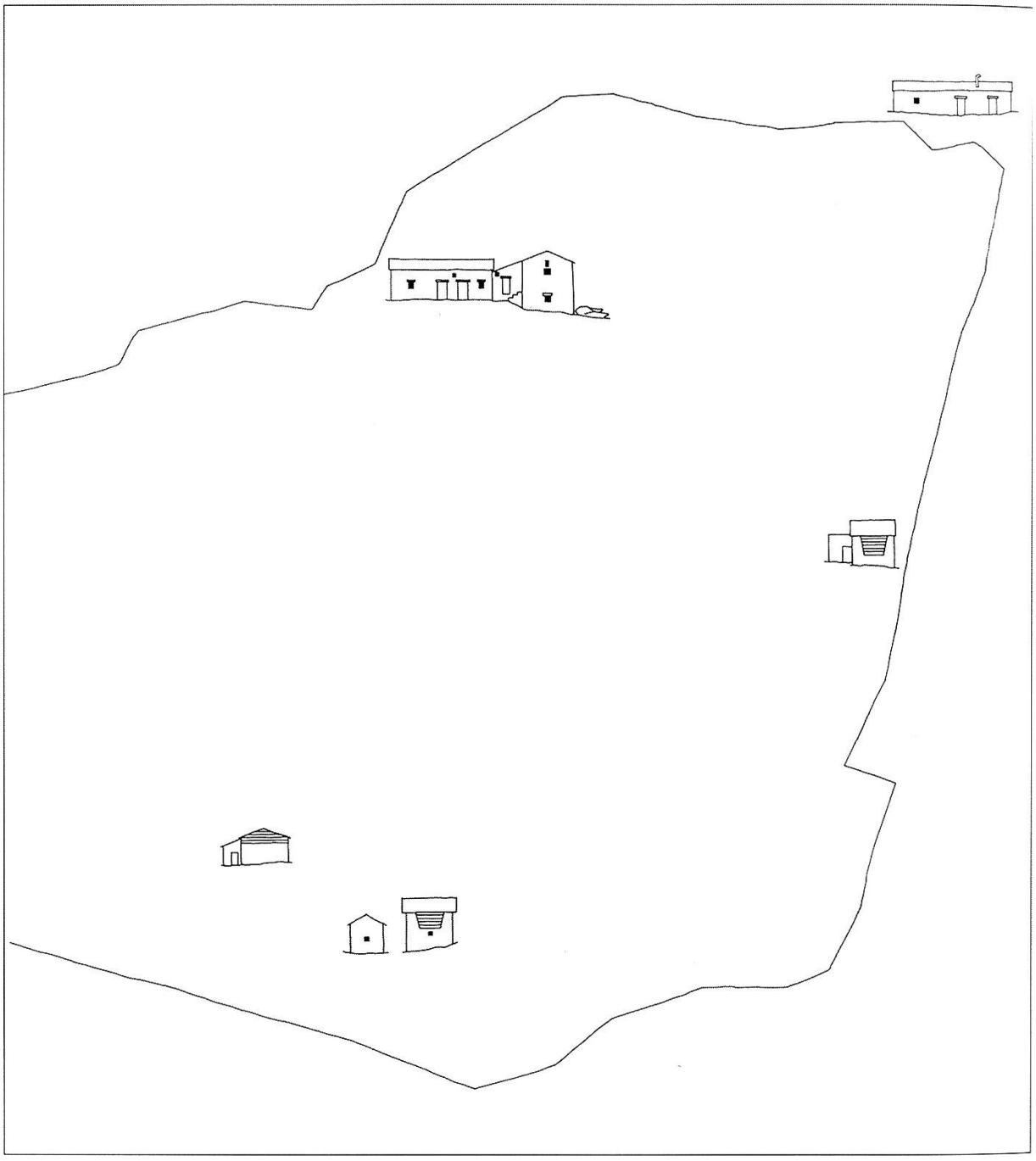
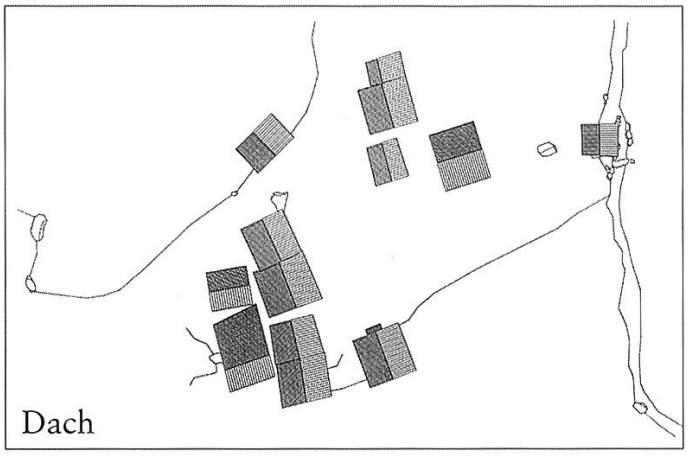


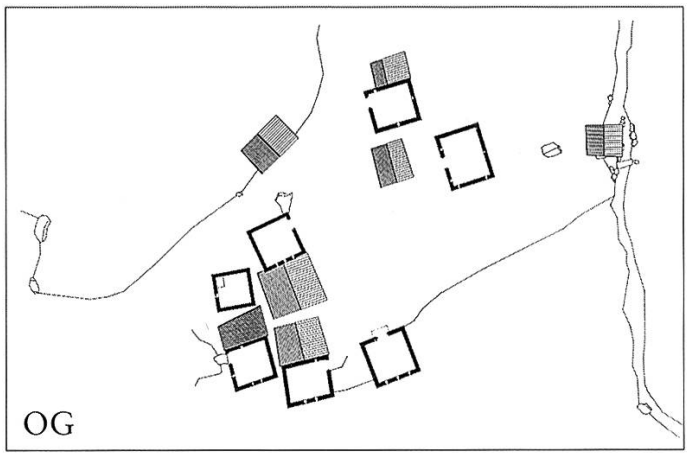
Abb. 59: Situation

Drei Alpweidebetriebe auf 1910 m ü.M. (oben) mit je einem Maiensässhof (Wohnhütte und Stallscheune) bzw. mit einem Zwischenlagerungshof (Scheune samt Kochraum) am unteren Parzellenrand (1830 m ü. M.).

Bautyp der Alp: Einhof mit Sennraum neben dem Viehschermen und Heunotvorrat im niedrigen Giebelraum darüber.

Alp Ur (1932 m ü.M.)





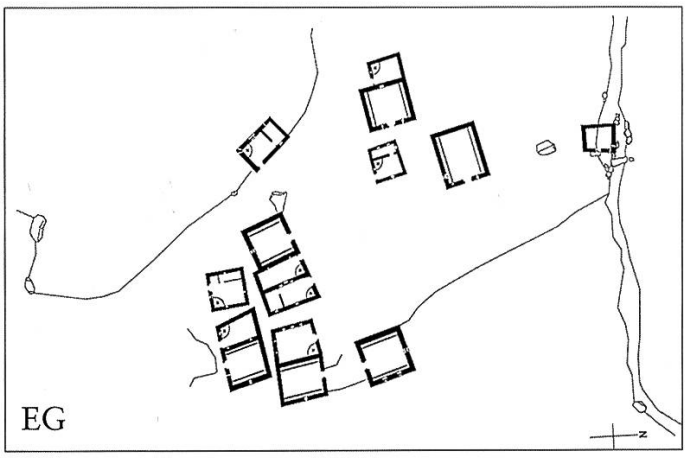


Abb. 60: Grundrisse und Ansicht

Alpdorf mit sechs Einzelbetrieben. Jeder Einzelsennereibetrieb besteht aus einem Sennereigebäude mit Käsekeller und einer davon getrennten Stallscheune. Es handelt sich um eine reine Weidealp. Die Berg- und Alpheuerträge wurden bis zum Abtransport ins Tal in den Stallscheunen zwischengelagert. Der Milchkeller ist in Bachnähe errichtet, weil er mit Wasserkühlung betrieben wurde.

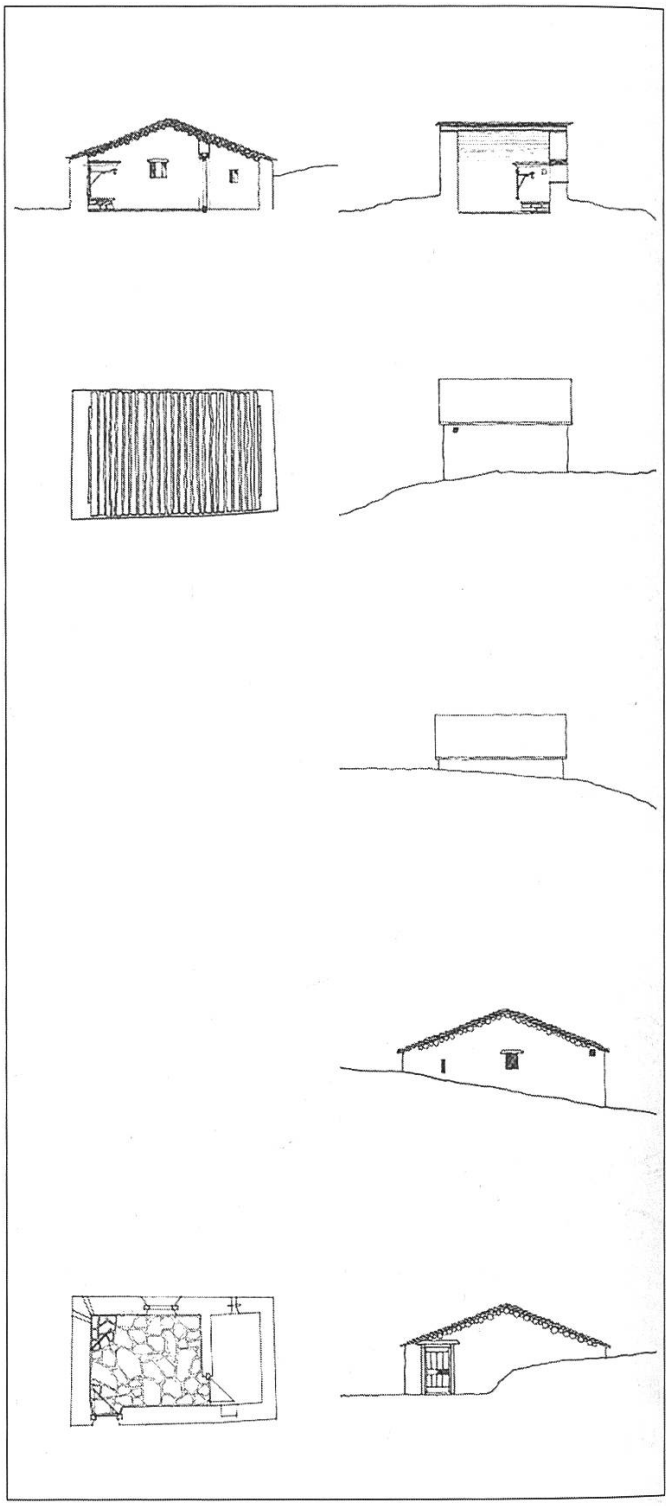


Abb. 61: Schnitte, Ansichten und Grundrisse

Einzelsennereigebäude auf der Alp Ur. Der Wohn- und Milchverarbeitungbau gehört zum Bautypus mit zwei getrennten Betriebseinheiten: Sennerei mit Käsekeller und Stallscheune.

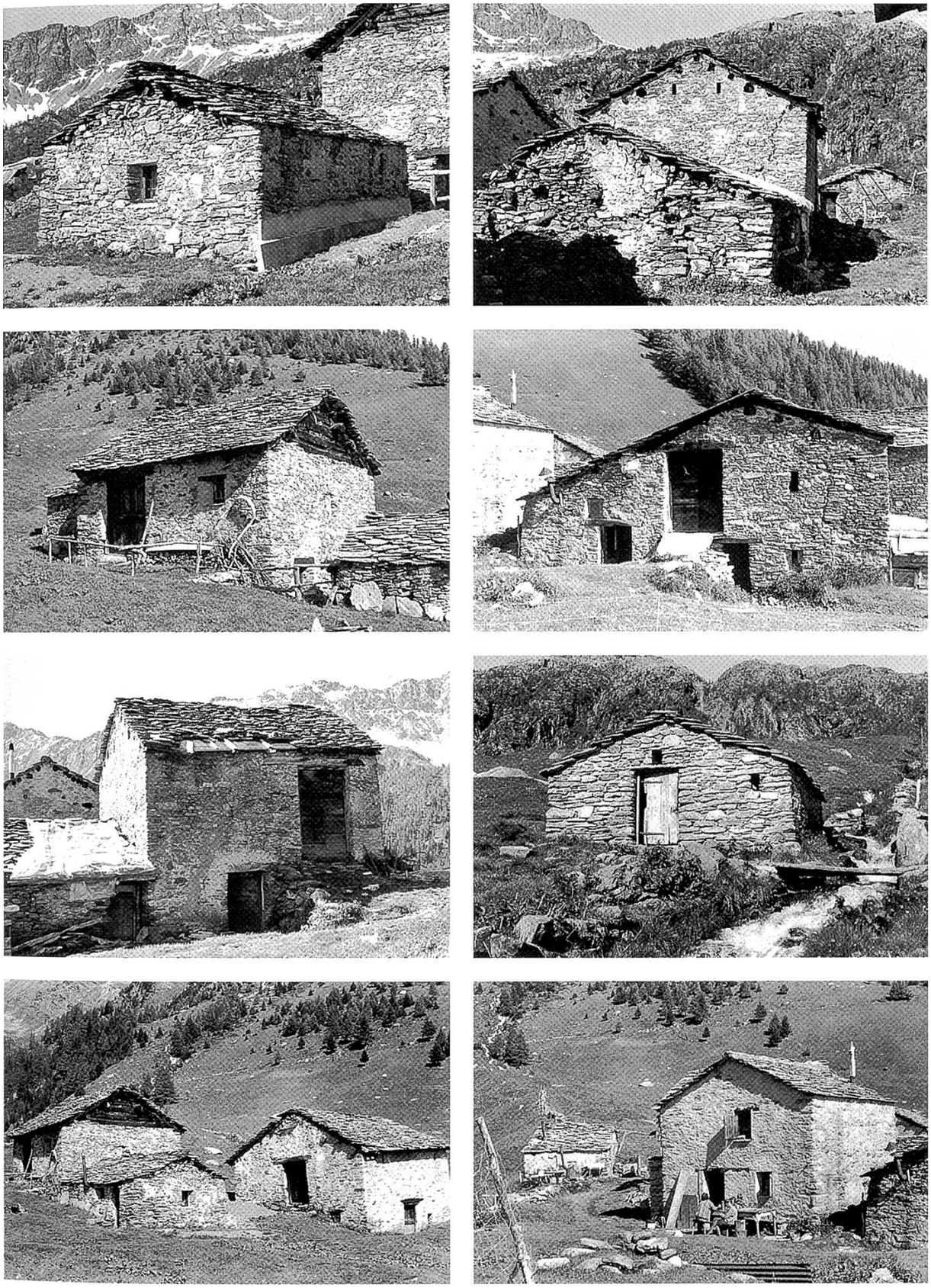


Abb. 62: Alphütten und Stallscheunen

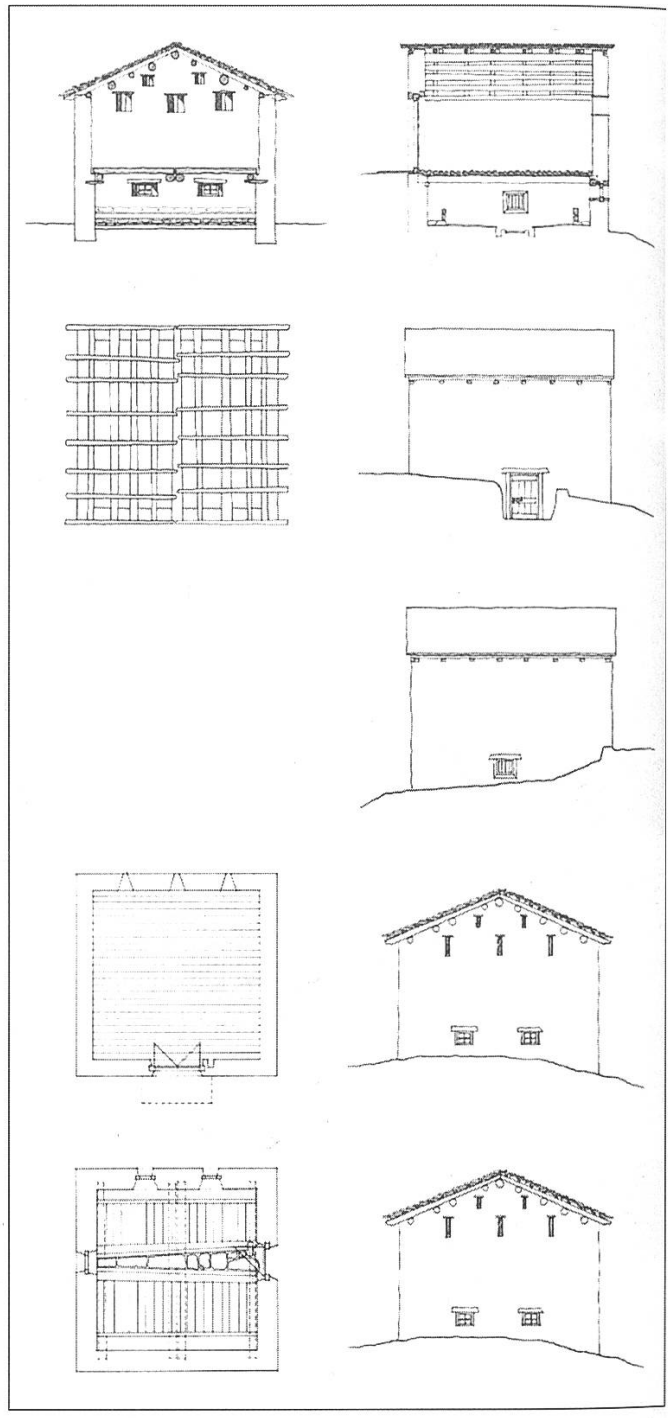


Abb. 63: Schnitte, Ansichten und Grundrisse

Einzelstallscheune für die nächtliche Einstallung zur Gewinnung von Tierdünger. Die Tiere wurden oft aus dem gleichen Grunde auch über Mittag angekettet. Im Heuraum über dem Tierraum wurden die Berg- und Alpheuvorräte zwischengelagert bis zum Abtransport ins Tal. Das Heu diente auch als Notvorrat bei Schneefall im Sommer.

Alp Cavaglia (1703 m ü. M.)

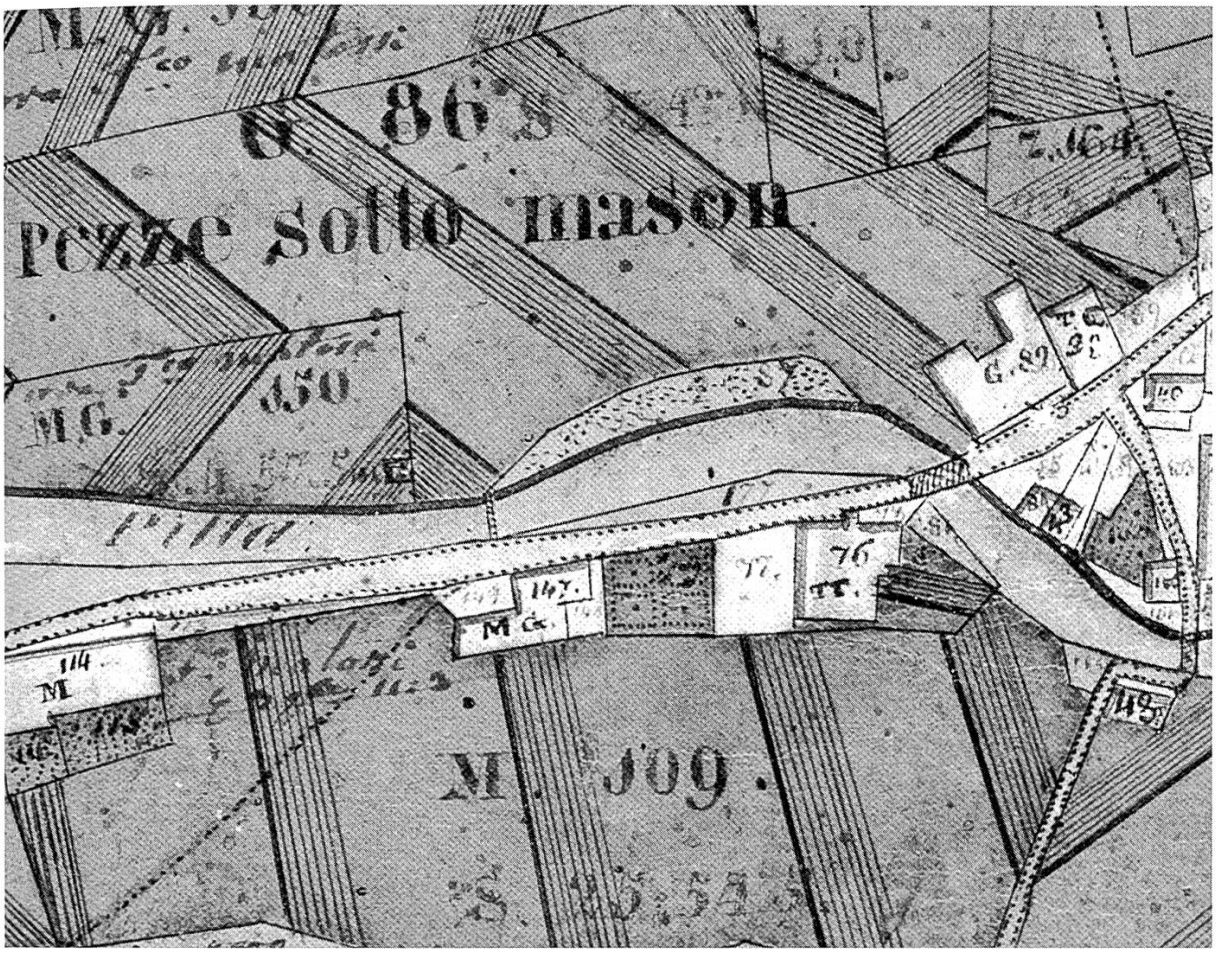


Abb. 64: Auszug Katasterplan 1855

Cavaglia ist ein Alpdorf mit acht Mischbetrieben. Der weidwirtschaftliche Teil (Sommeralp) ist baulich mit der heuwirtschaftlichen Funktion (Vor- und Nachalp) kombiniert und war mit zwei getrennten Wohneinheiten ausgestattet. Der Alphirt verfügte über eine bescheidene Unterkunft mit Sennerei und ausgelagertem Milchkeller, der Viehzüchter beanspruchte für sich in der Regel eine stattliche Wohneinheit.

Die Alpgebäude liegen teils einzeln, teils in Gruppen und bilden oft ganze Sommerdörfchen. Der Agglomerationsgrad der Gruppen gleicht in der Regel einer gerichteten Schar oder einer ruhenden Herde; nur in Li Mason[14] sind die Alpbauten um einen rechteckigen Platz angeordnet. Die wassergekühlten Milchkeller liegen in Bach- oder Quellennähe, meist also in einiger Entfernung vom Sommerdorf.

[14] Siehe Abbildung bei Simmen, Seite 101.

Cavagliola

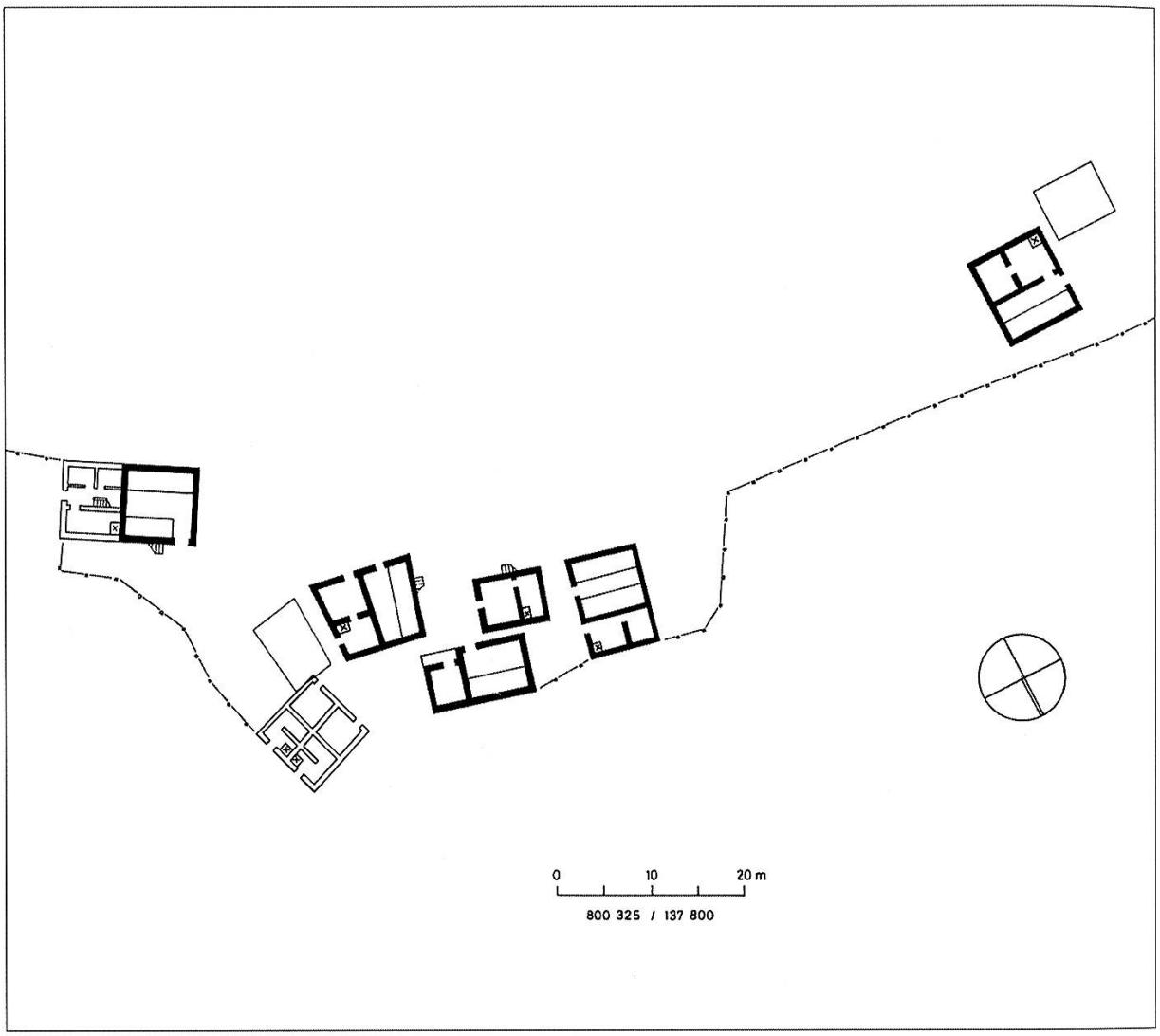
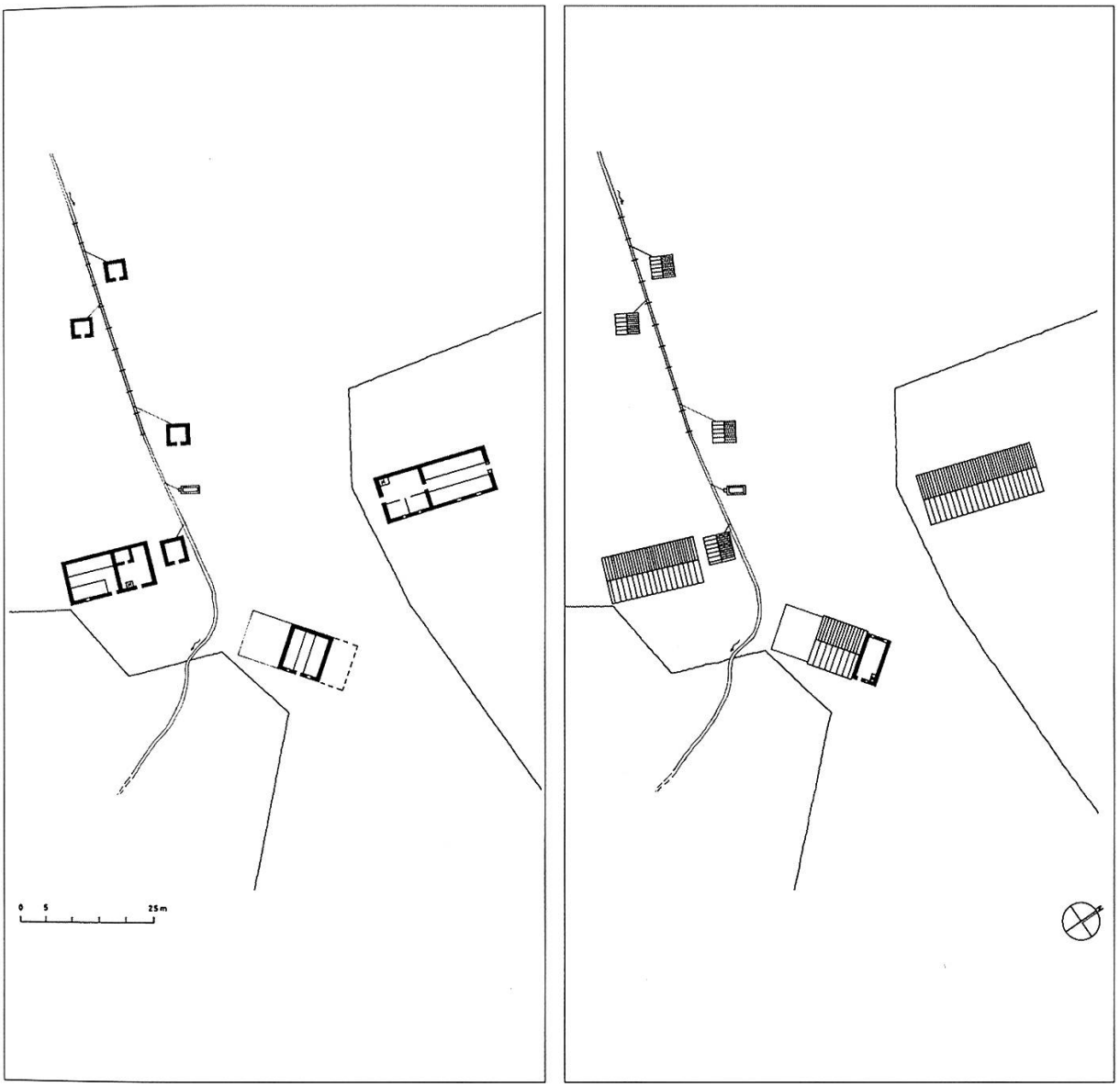


Abb. 65: Grundrisse Erdgeschoss

Die **schwarz** angelegten Bauten beziehungsweise die Umrisslinien inzwischen abgegangener Bauten entsprechen dem Zeithorizont um 1880. Die hellen Grundrisse sind zwischen 1885 und 1937 neu dazugekommen.

Das Alpdörfchen umfasst sechs Einzelalpen des gepaarten Einhoftypus. Das Alpheu wurde mehrheitlich in drei freistehenden Heuscheunen zwischengelagert, die Bauern besassen mindestens vier wassergekühlte Milchkeller unweit der Siedlung. Zwei Einzelalpen wurden nach 1880 um eine Bewirtschafterwohnung erweitert, eine ursprünglich getrennte Doppelanlage wurde 1937 durch einen neuen Einhof für zwei Familien ersetzt.



Erdgeschoss Obergeschoss

Abb. 66: Grundrisse

Die Alp Varuna wurde vor 1940 an Veltliner Älpler verpachtet. Die vier Betriebe sind im Vergleich zu Cavagliola etwas grösser. Jeder Alphof besass am künstlichen Wasserkanal einen wassergekühlten Milchkeller. Varuna besteht aus Reiheneinhöfen mit der Sennerei links oder rechts vom Viehschermen.

Bautypen

Die vielfältige Palette der alpwirtschaftlichen Formen wird von den baulichen Gewohnheiten überlagert und dementsprechend erweitert. Mehrheitlich sind in Poschiavo Einzeleinhöfe mit integrierten Wohn- und Oekonomiefunktionen anzutreffen. Hingegen sind beispielsweise die Sennhütten auf den Alpen Ur und Braga baulich von den Stallscheunen getrennt. Beim Einhof ist zudem eine aussergewöhnliche Kombinationsfreude feststellbar, kann doch der Wohnteil neben, hinter oder gar über dem Viehteil integriert sein. Der dorfbauliche Zusammenhalt bringt zusätzliche Aspekte in die kulturgeschichtliche Vielfalt der Puschlaver Landschaft.

Abb. 67: Paar- und Reiheneinhof

In Salva Dainta stehen zwei unterschiedliche Bautypen unmittelbar nebeneinander: rechts ein Einhof mit nebeneinander liegenden Funktionsteilen, links liegen Wohnhaus und Stall hintereinander. Im ersten Fall liegt der ebenerdige Sennraum mit Keller neben dem Viehschermen, der Dachfirst ist zugleich Trennlinie zwischen Wohn- und Stallteil. Im zweiten Fall liegt der ebenerdige Sennraum vor dem Alpstall, welcher quer zum First angebaut ist.

Abb. 68: Vertikaleinhof

Der Sennraum und die kleine Heuscheune liegen über dem durchgehenden Viehraum. Sie sind von der Bergseite her ebenerdig zugänglich.

Alpbetrieb mit getrennten Einheiten

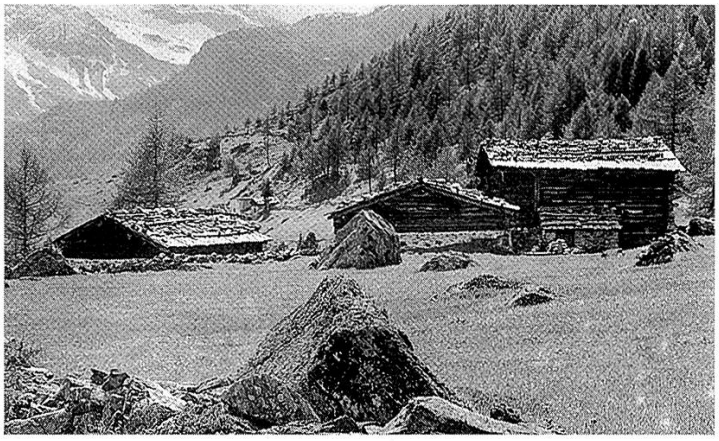


Abb. 69: Val da Camp,
Alp Salina, 1908

Abb. 70: Val da Camp,
Alp Salina, 1996

Die Sennerei mit Käsekeller ist baulich von der Stallscheune getrennt. Auf dem Bild steht die ältere Hofeinheit vor einem Alpbetrieb, welcher anfangs des Jahrhunderts am alten Standort neu gebaut wurde.

Richtigerweise erkannte Simmen in der Verknüpfung der weide- und der futterwirtschaftlichen Systeme die Erklärung für die *Lage, die Zweckbestimmung und die Struktur der Alpgebäude* (SIMMEN 100). Demnach lägen *die Alpbauten einzeln oder in Gruppen am Rande der Wiesen oder* wären *mit der Weide durch trichterartige Viehtriebe verbunden.* Zudem stellt er lakonisch fest, *die Anordnung von Stall, Heudiele, Wohnung, Küche und Milchkeller* sei *von Alp zu Alp verschieden, ebenso die Zahl der Bauten, welche für die Unterbringung dieser Räume benötigt* werde. *Der Steinbau* würde *überwiegen, wenn auch einzelne Holzbauten, meist Scheunen, vorhanden* seien. *Eine Besonderheit* würden *die Milchkeller bilden. Sie* seien *kleine,* freistehende *Steinhütten über einem fliessenden Gewässer. Eine grosse Zahl dieser Hütten* sei *in Rundform aus Trockenmauern erbaut und* würde sich *ausserordentlich bewähren;* die übrigen Keller seien rechteckig und mit einem Giebeldach versehen.

Der Alpforscher Simmen traf 1948 *nicht selten subventionierte Bauten an. Diese,* so schreibt er auf Seite 101, *weisen oft auf eine übertriebene (!) Grosszügigkeit hin und bilden einen schroffen Gegensatz zu alten, aus Trockenmauer und rohem Gebälk errichteten Hütten, bei denen zur Kochzeit der Rauch aus allen Fugen ins Freie dringt.* Diese wertende Bemerkung betreffend die Grosszügigkeit ist inzwischen von einer neuen Realität überholt worden. Die zwischen 1922 und 1945 erbauten Einzelalphöfe in Saoseo, Somdoss, Aurafreida, Val d'Ursé und Caneu sind nunmehr betrieblich überholte Altbauten. Ihre unverputzte Steinbauweise mutet heimatlich an, ihre bautypologischen Grundzüge sind ausnahmslos der lokalen Tradition verpflichtet. Die wegen ihrer Grösse modern scheinenden Baukörper sind bautyplogisch äusserst konservativ und lassen sich unschwer in die historischen Betriebstypologien einordnen. Neuzeitlich sind lediglich die hygienischen Vorkehrungen bezüglich Fenstergrösse und Abort, die Rauchabzüge als feuerpolizeiliche Massnahme und die Einrichtungen für die Lagerung des festen und des flüssigen Stalldüngers.
Die in der 1. Hälfte des 20. Jh. entstandenen Alphöfe werden im folgenden in einer Auswahl von Projektplänen aus dem Archiv des kantonalen Meliorationsamtes vorgestellt. Obwohl sie vom damaligen landwirtschaftlichen Kantonsingenieur Joos unterzeichnet sind, widerspiegeln alle Entwürfe die Projektideen der auftraggebenden Landwirte oder Pächter.

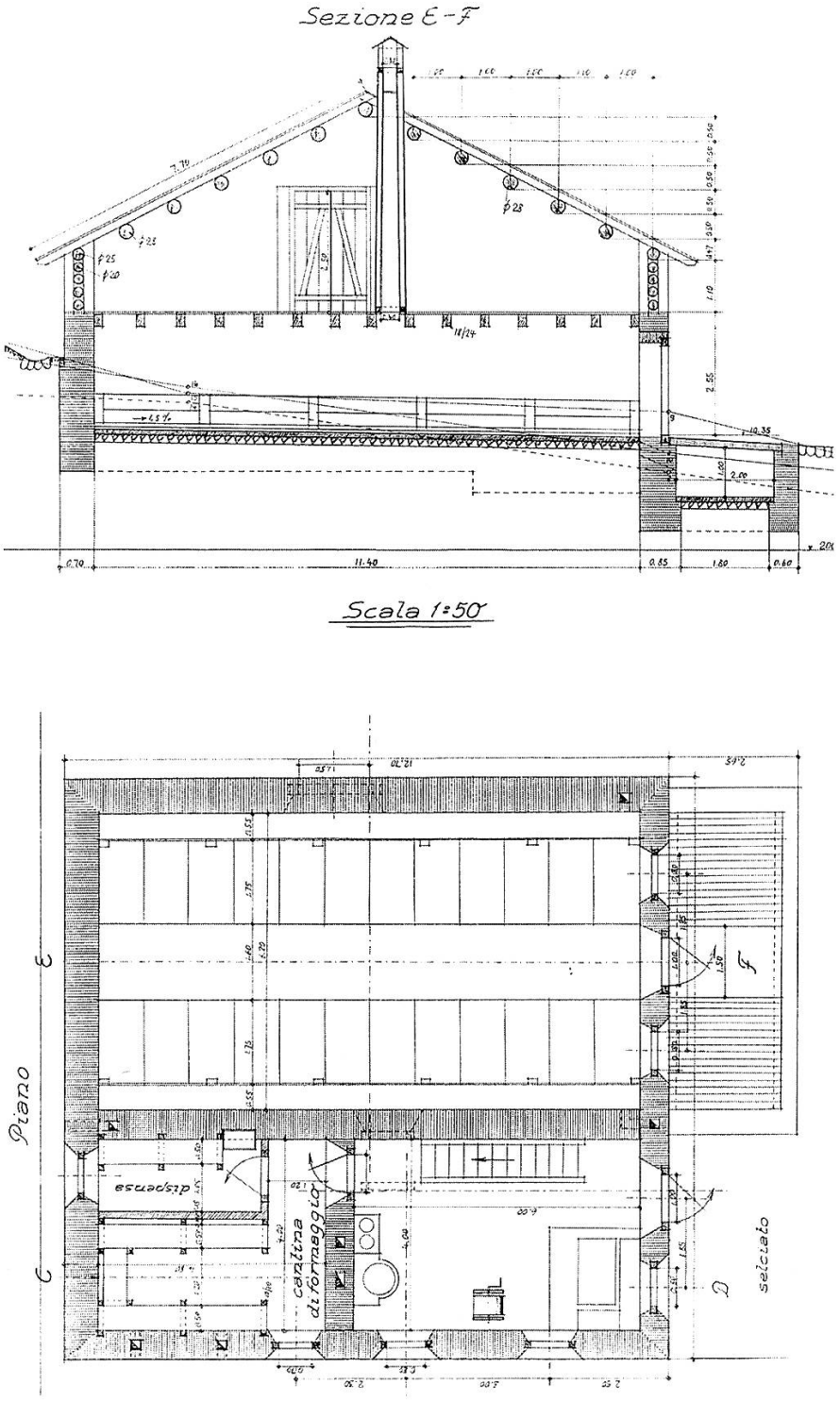


Abb. 71: Schnitt und Grundriss

Grundriss und Fassade und Schnitt eines Alpeinhofes aus dem Jahr 1931, bestehend aus einer Stallscheune für 24 Kühe und einem rückwärtig integrierten Wohnteil: Küche und Keller im Erdgeschoss, Schlafräume darüber. Interne Verbindungen zwischen Heuraum und Wohnteil.

Puntiglia

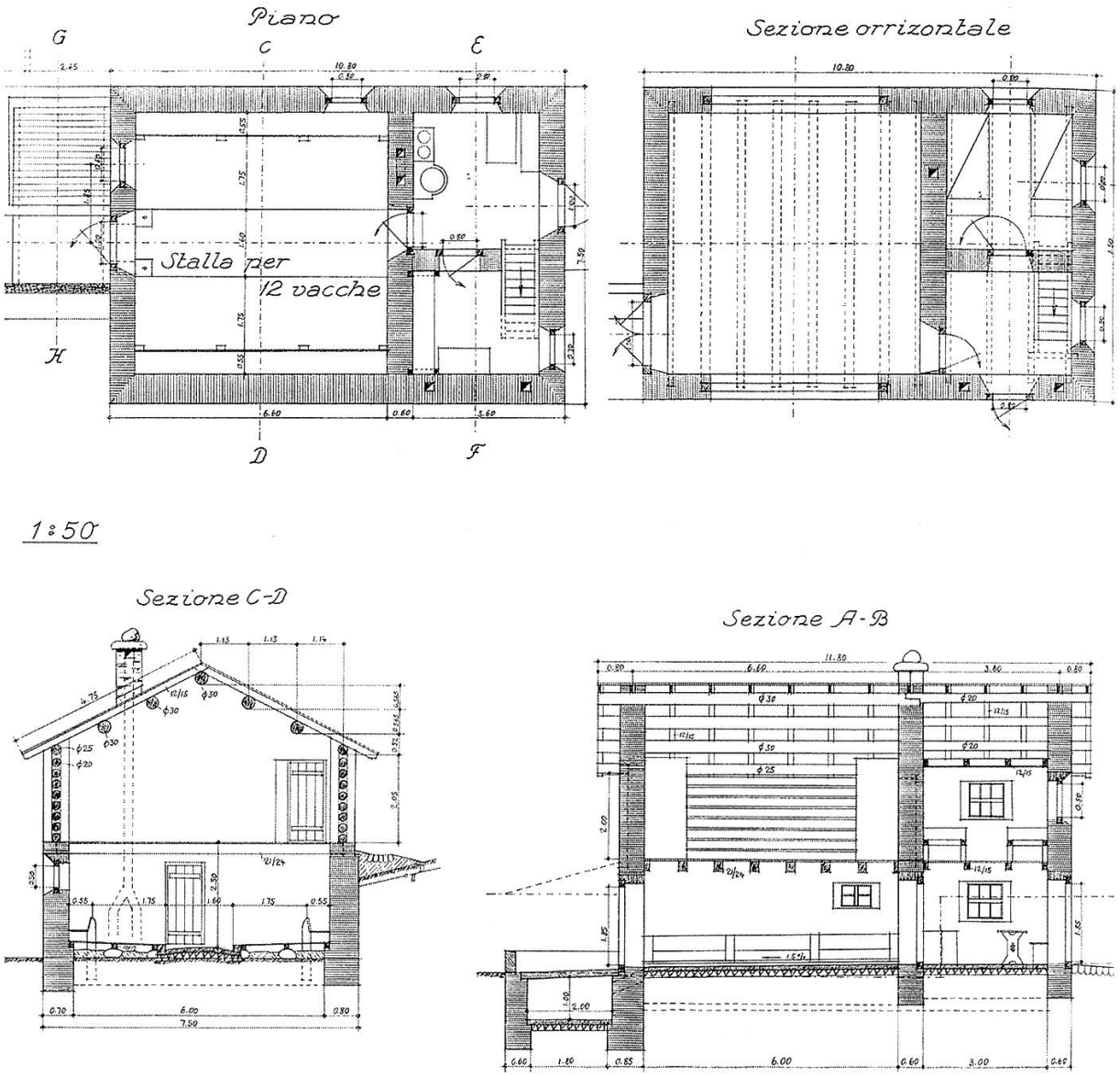


Abb. 72: Grundrisse und Schnitte

Grundriss, Fassade und Schnitte eines Reihenhofes mit Wohn- und Stallteil in einem kompakten Baukörper. Die Anlage ist 1931 entstanden. Die Wohnräume sind giebelseitig nach Osten angefügt. Der Stallraum für 12 Kühe ist (neu!) mit einer Mistlege samt Güllenkasten ausgerüstet. Die interne Türe zwischen Viehraum und Sennerei ist konzeptionell neu, hingegen ist die interne Verbindung zwischen der Scheune und dem Wohnteil ebenso traditionell wie die interne Treppe im Wohnteil. Die Lage der Küche und des gefangenen Schlafraumes entsprechen dem alten Schema.

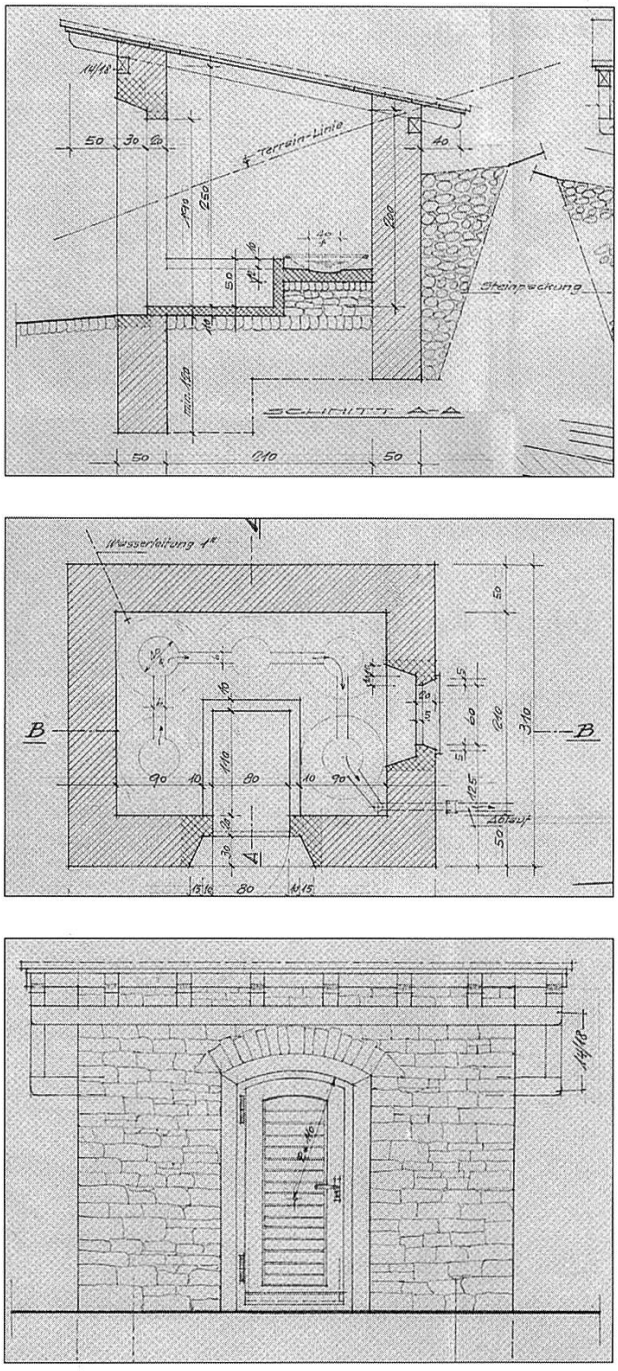


Abb. 73: Schnitt, Grundriss und Fassade

Grundriss, Fassade und Schnitt eines Kellerneubaues von 1943. Das Projekt zeugt ebenfalls von der konservativen Erneuerungsabsicht der dreissiger Jahre: rechteckiger Grundriss mit wassergekühlter Gebsenbank. Der nahezu quadratische Grundriss kam auf der Alpstufe häufiger vor als der trockengemauerte Rundkeller. Das Kühlsystem funktioniert wie eh und je und mit den alten Gebsen ebenfalls.

Kellerformen im Berggebiet von Poschiavo: Pultkeller auf rechteckigem Grundriss und Rundkeller. Der Pultkeller ist eine Variante des rechteckigen Baues mit Giebeldach.

Abb. 74: Keller mit Pultdach

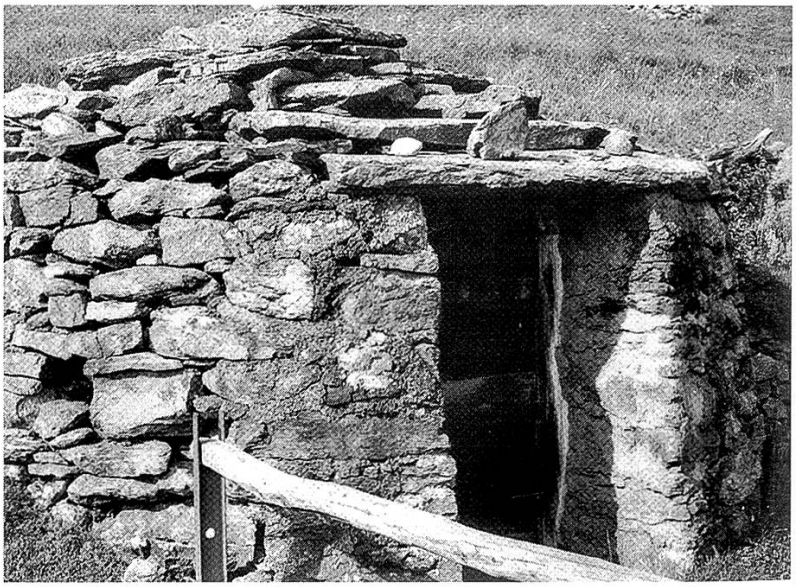


Abb. 75: Keller mit flachem Gewölbe

Autoren	Text	*Diego Giovanoli*
	Zeichnungen Alp Ur	*Bruno Thoma*
	Übrige Zeichnungen	*Annatina Wülser und Markus Grischott*
Bildnachweis	Luftbild S. 207	*Comet AG Zürich*
	Katasterplan S. 213	*Mariolina Koller-Fanconi*
	Übrige Photos	*DPG*